



**Peter Bartelheimer
Anselm Doering-Manteuffel**

Mit Sozialberichterstattung Gesellschaftsgeschichte erzählen

**Mit Beiträgen von Joachim Spangenberg, Toni Pierenkemper und
Matthias Knuth**

soeb-Working-Paper 2016-2

Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung
Internet: www.soeb.de
Koordination: Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI) e.V.
Friedländer Weg 31
D-37085 Göttingen

Inhaltsverzeichnis

Zusammenfassung	4
Abstract	5
Peter Bartelheimer: Berichterstattung als Erzählung?.....	6
1. Ein Bericht, der eine Geschichte erzählt	6
2. Was eine Erzählung auszeichnet.....	6
3. Was die Umwandlung stört – Grundlinien der sozioökonomischen Erzählung	7
3.1 Gesellschaftliche Teilhaberressourcen.....	7
3.2 Ungleiche und unsichere Teilhabe	8
3.3 Muster der Wohlfahrtsproduktion	10
4. Zeitmarken des 20. Jahrhunderts und ihre Deutung	12
5. Permanenter Wandel oder Umbruch	13
6. Kann man mit sozialwissenschaftlichen Mikrodaten Zeitgeschichte schreiben?	16
7. Nachkriegs-„Fordismus“ als Referenz im Umbruch.....	18
7.1 Erosion und Demontage des Teilhabekapitalismus – Fragen am aktuellen Rand	18
7.2 Teilhabemodus – die fordistische Grundformel und ihre Erosion.....	20
8. Programmierter Systemwandel – gelassen angesprochen	21
Anselm Doering-Manteuffel: Kommentar zum Einleitungsbeitrag aus zeitgeschichtlicher Perspektive	22
1. Bemerkungen zu einigen Zentralessagen des Papers.....	22
1.1 Erzählung – Sozialdaten	22
1.2 Bildungsteilhabe – Erwerbsteilhabe	22
1.3 Arbeiterstatus.....	22
1.4 Staat als Arbeitgeber und Regelsetzer.....	23
1.5 Zeitmarken des 20. Jahrhunderts.....	23
1.6 Modernisierung oder Transformation	26
1.7 Sozialdaten und Zeitgeschichte	27
2. Skizze zur historischen Einordnung des Themas	28
2.1 Vom Keynesianismus zur Monetarismus	28
2.2 Digitalisierung – von Niedergang zur revolutionären Transformation.....	30

2.3 Was kennzeichnet den Neoliberalismus?	30
2.4 Wandel der Staatsfunktion	31
Aus der Abschlussdiskussion	32
1. Joachim Spangenberg	32
2. Toni Pierenkemper	33
3. Matthias Knuth	34
4. Peter Bartelheimer	36
5. Doering-Manteuffel	39
Literaturverzeichnis	41

Zusammenfassung

Dieses *soeb*-Working-Paper dokumentiert die beiden Eröffnungsbeiträge und die Abschlussdiskussion des Werkstattgesprächs „Sozioökonomische Entwicklung in Deutschland: Kontinuität, Wandel, Umbruch?“ im Rahmen des Verbundprojekts Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland Dritter Bericht (*soeb* 3), das am 10./11.12.2015 in Berlin stattfand. Das vollständige Programm des Werkstattgesprächs und die Folien der Beiträge zu den vier thematischen Diskussionsrunden stehen auf der *soeb*-Website zum Download¹ bereit.

Peter Bartelheimer (Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen) und Anselm Doering-Manteuffel (Universität Tübingen) diskutieren in ihren Einleitungsbeiträgen und in ihren Schlussbemerkungen aus sozialwissenschaftlicher und zeitgeschichtlicher Perspektive die Möglichkeiten und Probleme einer sozioökonomisch erweiterten Sozialberichterstattung, die mit Wirtschafts- und Sozialdaten auch Gesellschaftsgeschichte erzählen will. Eine solche Erzählung kommt nicht ohne zeitgeschichtliche Markierungen und Periodisierungen und nicht ohne theoretische Konstruktionsleistungen aus. Beide Beiträge verwerfen die Deutungsperspektive einer „weitergehenden Modernisierung“ und benennen im Wesentlichen übereinstimmend Zeitmarken für eine mittlere historische Perspektive von der Entstehung der Nachkriegsordnung nach 1945 über den sozioökonomischen Einschnitt der 70er-Jahre bis zur Finanzmarkt- und Wirtschaftskrise 2007, auch wenn sie für die Periodisierung unterschiedliche Zusammenhänge und Gewichtungen annehmen. Peter Bartelheimer behandelt aus der Sicht des Verbundvorhabens eher Deutschland als besonderen Fall, während Anselm Doering-Manteuffel eher weltgeschichtliche Zeitbögen skizziert.

In der Abschlussdiskussion bezeichnet Joachim Spangenberg (Helmholtz-Zentrum für Umweltforschung, BUND e.V.), hierin den Einleitungsbeiträgen folgend, die 70er-Jahre als Zäsur, erweitert aber den Zeithorizont in die Zukunft hinein und merkt an, dass eine Erzählung möglicherweise nicht reicht, um der empirisch beobachteten sozioökonomischen Entwicklung gerecht zu werden. Toni Pierenkemper bezieht eine Alternativposition, die von der industriellen Revolution als wesentlicher historischer Zäsur und der Durchsetzung kapitalistischer Normalität ausgeht. Matthias Knuth widerspricht der Vorstellung, man könne die jüngere gesellschaftliche Entwicklung von einem „archimedischen Punkt“ aus periodisieren, und benennt stattdessen Trends, die zu verschiedenen Zeitpunkten beginnen, unterschiedlichen Verlaufsmustern folgen und unterschiedlich gestaltbar sind.

¹ <http://www.soeb.de/ueber-soeb-3/werkstattgespraech-3/>, Stand: 01.04.2016.

Abstract

This *soeb*-working-paper documents the opening and the final statements of the workshop discussion “Sozioökonomische Entwicklung in Deutschland: Kontinuität, Wandel, Umbruch?” (Socio-economic development in Germany: continuity, change, rupture?) in the framework of the network project “Third Report on Socioeconomic Development in Germany” (*soeb* 3). The workshop discussion took place in Berlin at the 10th / 11th of December 2015. The complete programme, along with all slides of the four discussion rounds, can be downloaded from the *soeb* website².

Peter Bartelheimer (Sociological Research Institute Goettingen) and Anselm Doering-Manteuffel (University of Tuebingen) discussed in their opening talks and their concluding remarks, from a social sciences’ and a contemporary historical perspective, the possibilities and problems of a socio-economically extended reporting, which also seeks to tell a story of societal development using social and economic data. Such a story needs historical time marks and periodization as well as theoretical constructions. Both contributions reject the view of a continuous modernization and concurrently identify some crucial time marks in a medium-range historical perspective, even though the events are connected respectively weighted differently by them: the emergence of the post-war order after 1945, through the socioeconomic caesura in the seventies up to the economic and financial crisis in 2007. Peter Bartelheimer, from the perspective of the network reporting project, emphasizes the case of Germany, whilst Anselm Doering-Manteuffel outlines a global historical view.

In the context of the final discussion, Joachim Spangenberg (Helmholtz Centre for Environmental Research, BUND e.V.) stresses, in accordance with the opening statements, the seventies as a historical turning point. Yet, he extends the time horizon to the future and points out that a historical narration might not be sufficient to explain the empirically observed socioeconomic tendencies. Toni Pierenkemper, in contrast, claims that the turning point is not located in the nineteen-seventies, but in the industrial revolution of the nineteenth century, after which capitalist normality has mostly reigned. Matthias Knuth asserts, in contrast to the other speakers, that it is not possible to divide recent societal developments into distinct periods. He rather names tendencies, which start at different times, follow various patterns and can be shaped at different degrees.

² <http://www.soeb.de/ueber-soeb-3/werkstattgesprach-3/>, State: 01.04.2016.

Peter Bartelheimer: Berichterstattung als Erzählung?

“No one can say when the unwinding began – when the coil that held Americans together in its secure and sometimes stifling grip first gave way. Like any great change, the unwinding began at countless times, in countless ways – and at some moment the country, always the same country, crossed a line and became irretrievably different. If you were born around 1960 or afterward, you have spent your adult life in the vertigo of that unwinding. ... When the norms that made the old institutions useful began to unwind, and the leaders abandoned their posts, the Roosevelt Republic that had reigned for almost half a century came undone. The void was filled by the default force in American life, organized money.” (George Packer)

1. Ein Bericht, der eine Geschichte erzählt

Der sozioökonomische Berichtsansatz soll die Entwicklung der Bedingungen, in denen in unserer Gesellschaft individuelle Teilhabe realisiert wird, als Geschichte erzählen. Das Format der Erzählung (des „Narrativs“) für sozialwissenschaftliche Befunde zu nutzen (Elliot 2005), ist nicht selbstverständlich und gehört nicht zu den Standards von Sozialberichterstattung. Der Anspruch, eine Geschichte zu erzählen, folgt zum einen aktuellen Überlegungen zu „öffentlicher Wissenschaft“, wie sie Michael Burawoy (2005) in den deutschen Sozialwissenschaften angestoßen hat. Eine Erzählung erleichtert die Kommunikation mit den außerwissenschaftlichen Öffentlichkeiten, an die sich Berichterstattung richtet. Zum anderen muss ein Bericht, der etwas erzählen soll, Befunde zu einzelnen, mehr oder weniger theoriegeleitet ausgewählten Berichtsfeldern systematisch zu einander in Beziehung setzen.

Die Fragestellung für dieses Werkstattgespräch heißt zunächst, wie viel Geschichte eine solche sozioökonomische Erzählung braucht, welches Konzept sozialen Wandels und welche zeitgeschichtliche Perspektive zu ihr passen. Dabei stellen sich transdisziplinäre Probleme, welche auch Historiker/innen haben. Lässt sich hier von der Technik der „großen Erzählung“ in den Geschichtswissenschaften lernen? Andere Probleme sind spezifisch für den Versuch, durch Analysen mit sozialwissenschaftlichen Mikrodaten zur Zeitgeschichte beizutragen.

2. Was eine Erzählung auszeichnet

Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland – so die offizielle Projektbezeichnung – verlangt Beobachtung von Wandel über die Zeit. Durch chronologische Anordnung von Daten entsteht aber noch keine Erzählung. Handlung, Beziehung zu Adres-

sat/inn/en und Erzählperspektive unterscheiden dieses Format von anderen Darstellungsformen (vgl. Elliot 2005).

Eine Handlung stellt Sachverhalte (Elemente) als Ereignisse in eine bestimmte zeitliche Abfolge. Jedes Element dieser Sequenzstruktur erhält seine Bedeutung durch seine Wechselwirkung mit anderen; sie könnten nicht ohne Bedeutungsverlust anders angeordnet werden. Dabei unterstellt, wer eine Geschichte hört, dass frühere Ereignisse die späteren bedingen: ihre zeitliche Abfolge steht für einen pfadabhängigen oder kausalen Zusammenhang. „Erst starb der König, kurz darauf die Königin“, ist bloß Chronologie. „Erst starb der König, kurz darauf aus Gram auch die Königin“, ist eine Erzählung (Forster 1963: 93).

Voraussetzung für eine Handlung ist eine Komplikation (Labov/Waletzky 1999, nach Elliot 2005): Ein Ausgangszustand endet, ein bestehendes Gleichgewicht löst sich auf, Akteure handeln und ihre Lage verändert sich. Erzählungen richten sich an eine gedachte Öffentlichkeit, für welche diese Komplikation von Interesse ist.

Keine Erzählung ohne Erzähler/in, der/die eine Perspektive auf die Elemente einnimmt und sie in einen Zusammenhang stellt. Daten und Befunde fügen sich nicht von selbst zu einer Erzählung.

Für die Erzählperspektive ist auch das Verhältnis von Erzählzeit und erzählter Zeit bedeutsam: Wann wird erzählt, und wann spielt sich die erzählte Handlung ab? Ist sie abgeschlossen?

3. Was die Umwandlung stört – Grundlinien der sozioökonomischen Erzählung

3.1 Gesellschaftliche Teilhaberressourcen

Die sozioökonomische Berichterstattung (*soeb*) behandelt die gesamtwirtschaftliche Entwicklung als Wohlfahrtsproduktion. Staat, Unternehmen und Haushalte sind an der Entstehung und Verteilung der materiellen Ressourcen für Wohlfahrt und Teilhabe beteiligt. Welche Beziehungen sie dabei untereinander eingehen, charakterisiert das sozioökonomische Entwicklungsmodell Deutschlands. Die Akteure der Wohlfahrtsproduktion handeln in einem internationalen Marktumfeld. Auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bestimmt und begrenzt die Sozioökonomie den Möglichkeitsraum für individuelle Teilhabe. Im empirischen Verlauf wird dieses Potenzial von 1991 bis zum aktuellen Rand dargestellt, in der Projektion bis 2030.

Im internationalen Vergleich sind Krise und konjunkturelle Erholung seit 2008 in Deutschland günstiger verlaufen als in anderen Ländern. Gegenüber dem zweiten Bericht (Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung 2012) haben sich eine Reihe von Indikatoren für das Teilhabepotenzial günstiger entwickelt (vgl. unten: 7.). Die Ergebnisse zeigen jedoch zunehmenden Spielraum für eine teilhabeorientierte Gestaltung der sozioöko-

nomischen Entwicklung. Die Lohneinkommen der Erwerbstätigenhaushalte steigen stärker als andere Einkommensarten; bei den Haushaltseinkommen gewinnen Transfereinkommen – insbesondere Renten und Pflegegeld – an Bedeutung, während niedrige Zinsen die Vermögenseinkommen begrenzen. Die Lohneinkommen (Stundenlöhne) steigen im Projektionszeitraum stärker als in den 2000er Jahren, dabei nimmt die Lohnspreizung zwischen Industrie und Dienstleistungsbranchen zu. Wachsende Steuereinnahmen und niedrige Zinsen schaffen Spielraum für den Staatssektor. Der zunehmende Staatskonsum geht vor allem auf Gesundheitsausgaben zurück, während Bildungsausgaben stagnieren.

Aufgrund der seit Jahren hohen Zuwanderung nach Deutschland und der aktuellen Flüchtlingsmigration findet der vorausberechnete Bevölkerungsrückgang, wenn überhaupt, erst später statt, das Erwerbspersonenpotenzial ist größer als erwartet, und es gibt mehr Kinder und Jugendliche im schulpflichtigen bzw. im Ausbildungsalter als bisher angenommen. Gleichzeitig wirken langfristige demografische Trends fort. Die ansässige Bevölkerung altert, am Arbeitsmarkt besteht in Engpassberufen weiterhin ein Mismatch von Angebot und Nachfrage, und in vielen Betrieben altern die Belegschaften. Im Bereich der mittleren Qualifikationen trifft die Nachfrage am Arbeitsmarkt nicht mehr auf ein ausreichendes Angebot.

Der Flächenverbrauch schreitet voran; die realen Ausgaben für ressourcenintensive Konsumgüter steigen bis 2020 weiter. Rohstoffimporte bzw. Importe von rohstoffintensiven Gütern nehmen zu. Auch ökonomisch und sozial ist das beobachtete Entwicklungsmuster nicht nachhaltig: Der Außenhandelsüberschuss bleibt hoch, und die Risiken des Außenhandels sind deutlich gestiegen. Einkommen und Erwerbschancen werden ungleicher.

Uneindeutig sind die Befunde zu den Ost-West-Unterschieden. Die regionalen Disparitäten des Bruttoinlandsprodukts (BIP) nehmen ab, der Abstand der ost- und westdeutschen Armutsquoten nimmt zu. Unterschiede bestehen bei den betrieblichen Beschäftigungssystemen und bei der institutionellen Ordnung des Ausbildungssystems. Angleichung zeigt sich bei den realisierten Arbeitszeiten und Arbeitszeitwünschen ost- und westdeutscher Frauen, bei Kennzahlen des Erwerbsverlaufs und bei der subjektiven Prekaritätswahrnehmung.

3.2 Ungleiche und unsichere Teilhabe

Die Befunde auf der Mikroebene von Individuen und Haushalten sowie auf der Mesoebene des Unternehmens sprechen für eine gestörte und ungleichere „Umwandlung“ der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung in individuelle Teilhabe. Das Wachstum des BIP bedeutet nicht mehr Wohlfahrt, jedenfalls nicht für alle. Verbesserten sozioökonomischen Teilhabemöglichkeiten steht eine anhaltende und zunehmende Ungleichheit von Teilhabepositionen gegenüber. („Rising tides do not lift all boats.“)

Bei den Arbeitsentgelten zeigen sich im Zeitverlauf größere Unterschiede zwischen den Branchen. Insgesamt werden Einkommenszuwächse über die Zeit seltener. Die von 1997 bis 2000 und dann wieder seit 2005 rückläufige Arbeitslosigkeit spiegelt sich nicht in

nachhaltig sinkender Ungleichheit und Armut, die Armutsquoten gehen auch in wirtschaftlich guten Jahren nicht nachhaltig zurück.

Die zunehmende Erwerbstätigkeit erklärt sich vor allem durch Beschäftigungsverhältnisse mit prekärem Potenzial. Auch wenn der Anteil der Beschäftigung im Normalarbeitsverhältnis unverändert bleibt, kann die gestiegene Erwerbstätigenquote den rückläufigen Ausgleich durch weitere individuelle Ansprüche, soziale Nahbeziehungen und sozialstaatliche Umverteilung auf der Mikroebene nicht kompensieren. Ausgrenzungs- und Gefährdungslagen nehmen nicht ab, und es zeigen sich Muster dauerhaft prekärer Verläufe. Die Möglichkeiten für die Teilhabe werden zwischen einzelnen Haushaltstypen ungleicher, vor allem die Einkommensungleichheit zwischen Erwerbstätigenhaushalten und Nichterwerbstätigenhaushalten nimmt zu.

Arbeitszeiten werden heterogener, unter den Frauen noch stärker als zwischen Männern und Frauen. Je qualifizierter die Erwerbspersonen sind, desto länger ist ihre Arbeitszeit und desto egalitärer die Verteilung zwischen Partnern.

Die ungleichen Chancen auf Umwandlung des gesellschaftlichen Teilhabepotenzials werden wesentlich durch die Pfadabhängigkeit („Endogenität“) der Lebens- und Erwerbsverläufe vermittelt. In den jüngeren Kohorten nimmt die Differenzierung der Biografien zu. Bei den Teilhabechancen für die Elternschaft und für den Übergang in den Ruhestand lassen sich prekäre Verläufe, Verläufe mit früher und später Karriere, solche mit und ohne Kind(er) und ein Verlauf für Alleinerziehende unterscheiden. Die Integrationsfähigkeit des Berufsbildungssystems nimmt ab: Dass auch eine niedrige schulische Qualifikation über eine berufliche Ausbildung in ein existenzsicherndes stabiles Erwerbsleben führen kann, gehört immer mehr der Vergangenheit an. Risiken kumulieren im Bildungs- und Erwerbsverlauf: geringe Bildungsteilhabe im frühen Bildungsverlauf führt zunehmend zu geringer Erwerbsteilhabe. Zugleich bleibt Bildungsteilhabe stark durch die soziale Herkunft bestimmt. Die Schutzfunktion der Institution Beruf nimmt ab: dauerhafte Erwerbsteilhabe ist nur dann gewährleistet, wenn Erwerbstätige eine hohe betriebliche Beschäftigungsstabilität aufweisen und/oder wenn sie ihre beruflichen Qualifikationen aufrechterhalten bzw. ausbauen können. Nach Episoden der Arbeitslosigkeit oder Sozialversicherungslücken ist kurzfristige Beschäftigung häufiger, und die Verdienste sind niedriger.

Während die gegenwärtig verhältnismäßig günstigen makroökonomischen Umstände die Erwerbschancen von Personen im erwerbstätigen Alter begünstigen können, hat die Rentenversicherung ein „langes erwerbsbiographisches Gedächtnis“. Die Typisierung der Versichertenverläufe ergibt nach gegenwärtigen Analysen acht Muster, wobei sieben davon mehr oder weniger deutliche Abweichungen von einer Normalerwerbsbiographie darstellen. Zugleich sind zwischen 1998 und 2008 insbesondere die Vermögen von Ruhestandshaushalten ungleicher geworden.

Die subjektiv wahrgenommene Beschäftigungs- bzw. Einkommensprekarität wird erhöht durch den Arbeiterstatus, durch befristete Arbeitsverträge, durch die soziale Herkunft aus einer Arbeiterfamilie, eine steigende regionale Arbeitslosigkeit, kommodifizierende sozialpolitische Maßnahmen, durch die Herkunft aus der ehemaligen DDR, durch frühere Erfahrungen eines Verlusts der Erwerbsarbeit und durch die bislang erlebte Arbeitslosigkeitsdauer. In der subjektiven Lagebewertung zeigt sich eine deutliche „Teilhabelücke“ zwischen SGB-II-Leistungsberechtigten und anderen Personen in der deutschen Bevölkerung: Die Leistungsberechtigten sind besonders über Teilhabedefizite ihrer Kinder besorgt.

In den Erwerbs- und Lebensverläufen zeigt sich wenig soziale Mobilität. Die Typisierung der Sequenzmuster von Haushalten in der Haupterwerbsphase zeigt, dass die Segmente Ausgrenzung, Prekarität, Teilhabe über die Zeit kaum verlassen werden. Die Anteile verschiedener Erwerbskonstellationen in der Grundsicherung bleiben über die Zeit konstant, und bei Paaren ändert die Beschäftigungsaufnahme häufig nichts an der innerfamiliären Arbeits- und Aufgabenverteilung.

Die Analyse der Konsumausgaben für verschiedene Einkommensschichten führt zu einer vorsichtigen Bewertung steigenden gesamtwirtschaftlichen Konsums: Der Teilhabeeffekt ist ungewiss, mehr Luxuskonsum bei sinkendem oder stagnierendem „Armutskonsum“ hätte einen negativen Teilhabeeffekt. Lebensstandard und Teilhabechancen der Haushalte, die von den Hartz-Gesetzen betroffen waren, sind erheblich gesunken, wobei den mehrheitlichen Einkommenseinbußen potenzielle Verbesserungen infolge des Abbaus verdeckter Armut gegenüberstehen. Die Lebensführung von Haushalten im Grundsicherungsbezug ist durch Ernährungsarmut, Verschuldung als Bewältigungsstrategie, spezifische Formen des Armutskonsums und Ausschluss von IT-Nutzung geprägt. Unsichere Beschäftigungsverläufe begrenzen die Bereitschaft zum kostspieligen nachhaltigen Konsum (Kauf von Bio-Lebensmitteln), und damit die wahrgenommenen Möglichkeiten eines Beitrags zur nachhaltigen Entwicklung durch den eigenen Konsum – die Chancen, umweltfreundlichen Konsum zu verwirklichen, sind geringer als das Umweltbewusstsein.

3.3 Muster der Wohlfahrtsproduktion

Vier grundlegende Mechanismen vermitteln gesellschaftliche Teilhabe und können die Ungleichheit zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen generieren, aber auch abschwächen. Erwerbsarbeit bewirkt eine marktförmige Verteilung von Einkommen und nichtmonetären Gütern. In sozialen Nahbeziehungen (insbesondere in Haushalten, aber auch Freundes- und Familiennetzwerken) werden Einkommen und nichtmonetäre Güter privat umverteilt. Vorsorge tritt ein, wenn Teilhabe durch Erwerbsarbeit und Nahbeziehungen nicht gelingt. Dabei ist zwischen wohlfahrtsstaatlicher Umverteilung (Sozialversicherungsleistungen, soziales Eigentum) und vermögensgedeckter privater Vorsorge zu unterscheiden. Hinzu kommen

Rechtsansprüche auf steuerfinanzierte Leistungen des sozialen Ausgleichs, der Grundsicherung und der kommunalen Daseinsfürsorge.

In jedem dieser Teilhabemechanismen wirken Sektoren der Wohlfahrtsproduktion in unterschiedlicher Weise auf die Umwandlung des gesellschaftlichen Teilhabepotentials in individuelle Teilhabeergebnisse. Im Erwerbssystem dominieren Unternehmen bzw. Erwerbsorganisationen, bei den sozialen Nahbeziehungen Haushalte und Haushaltsnetzwerke, in Vorsorge und Sicherung soziale Rechte gegenüber dem Wohlfahrtsstaat. Der Staat tritt hierbei als Arbeitgeber auf, als Gewährer von Geld- und Sachleistungen, und als Regelsetzer für alle Sektoren der Wohlfahrtsproduktion (Arbeitsmarktpolitik, Bildungssystem, Familienpolitik, Rentenpolitik). Der Beitrag jedes der Sektoren für Teilhabe ist historisch variabel: Haushalte können mehr oder weniger stabil und verlässlich sein, Unternehmen können mehr oder weniger zur Bindung ihrer Mitarbeiter/innen tun, staatliche Regulierung kann mehr oder weniger inklusiv sein. Wie also verändern sich die Teilhabeleistungen der Sektoren der Wohlfahrtsproduktion, und woher kommen diese Änderungen?

Das Zusammenwirken von Teilhabemechanismen wird im Übergang von individuellen Bruttomarkteinkommen zu Nettoäquivalenzeinkommen nachvollzogen. Die Möglichkeit der gegenseitigen Substitution wird augenfällig in der Grundsicherung: sozialstaatliche Transfers gibt es häufig zusätzlich zu Erwerbseinkommen, aber nachrangig zu Einstandspflichten innerhalb des Haushalts. Viele der institutionellen Veränderungen in jüngerer Zeit haben zum Effekt, dass Haushalte mehr leisten müssen, um ihren Mitgliedern Teilhabe am Leben der Gesellschaft zu ermöglichen. Haushalte sind stärker gefordert, prekäre Potenziale der Beschäftigungsverhältnisse zu kompensieren, und soziale Sicherungssysteme unterstellen mehr private Vorsorge und / oder stärkere Sicherungsleistungen der Haushalte. Die Fähigkeit der Haushalte, dies zu leisten, ist stark von der Platzierung ihrer Mitglieder im Erwerbssystem abhängig.

Die Armut vermeidenden Effekte aller Mechanismen der Wohlfahrtsproduktion nehmen ab. Die Sozialgesetzgebung hat die staatliche Verantwortung für Vorsorge und Absicherung stärker an Individuen und Haushalte delegiert. Die Zunahme kleiner Haushalte und der Trend weg vom Ernährermodell beschränken den Effekt der sozialen Nahbeziehungen. Mit Einführung des Elterngelds und der Ausweitung der außerhäuslichen Kinderbetreuung übernimmt der Staat kurzfristig mehr Sicherungsaufgaben für junge Familien, um langfristig deren wirtschaftliche Stabilität zu fördern. Die Bedeutung des Erwerbssystems für die Entstehung von Teilhabechancen nimmt zu. Damit entscheiden die unterschiedlichen betrieblichen Beschäftigungssysteme stärker über die Verteilung von Teilhabechancen. Die Ausdehnung der kumulierten Erwerbszeit von Erwerbspersonen und Haushalten begrenzt deren nicht erwerbsgebundene Zeiten für private Lebensführung.

4. Zeitmarken des 20. Jahrhunderts und ihre Deutung

Für die Einordnung ihrer Befunde kann sich die sozioökonomische Erzählung an Zeitmarken des 20. Jahrhunderts orientieren, auf die sich verschiedene zeitgeschichtliche und zeitdiagnostische Erzählungen weitgehend einheitlich beziehen.

Das kurze „Jahrhundert der Extreme“ (Hobsbawm 1994, vgl. Wehler 2000) wird unstrittig begrenzt durch das Ende der Vorkriegsordnung 1914 und den Zusammenbruch der Sowjetunion 1991. Zwischen diesen Zeitmarken begründet die Nachkriegsordnung nach 1945 für die entwickelte kapitalistischen Länder ein neues sozioökonomisches Regime. Fast alle großen Erzählungen berücksichtigen den Trendbruch des gesamtwirtschaftlichen Wachstums mit der Krise 1973/74 (Ende von Bretton Woods, Ölpreisschock) als eine weitere Zäsur. Einige sehen die Periode „nach dem Boom“ (Doering-Manteuffel/Raphael 2010) durch eine weitere Zeitmarke zweigeteilt: In den mittleren 90er-Jahren endete eine Übergangsphase, die wesentlich durch die Auflösung des alten Modells geprägt war, und es beginne ein neues sozioökonomisches Regime.

Wie Geschichtswissenschaft und historisch gerichtete Sozialwissenschaften diese Periodisierungen deuten, ist abhängig davon, welche Komponenten einer historischen Konstellation sie als dominant annehmen und welche Annahmen sie über Wirkungszusammenhänge treffen.

- Karl Polanyi (Polanyi 1997) erklärt eine wellenförmige Entwicklung kapitalistischer Gesellschaften allgemein aus der Tendenz von Märkten, tendenziell alle gesellschaftlichen Bereiche zu durchdringen, sowie aus den dadurch regelmäßig und notwendig angestoßenen sozialen und politischen Gegenbewegungen.
- Für Robert Castel (1995, 2009) bestimmt der historische Prozess, in dem Lohnarbeit als Ergebnis des politischen Kampfes um soziale Rechte in den frühindustrialisierten Ländern zur Grundlage eines gesicherten sozialen Status wurde, und ihre Rückverwandlung in eine Gefährdungslage die soziale Bedeutung der Perioden vor und nach 1973.
- Robert Boyer (2015) beschreibt die drei Nachkriegsjahrzehnte bis 1973 als geprägt durch ein „fordistisches“ Regime intensiver Kapitalakkumulation, in dem die Institutionalisierung einer am Produktivitätszuwachs orientierten Lohnpolitik und stabilitätsorientierte staatliche Wirtschaftspolitik eine stabile Kopplung von standardisierter Massenproduktion und Massenkonsum erlaubte.
- Wolfgang Streeck (2013) beschreibt die Periode bis Mitte der 70er-Jahre als Nachkriegskompromiss zwischen Kapitalismus und Demokratie.
- Thomas Piketty (2013) periodisiert die Entwicklung des Kapitalismus danach, wie sich die Gesamtbelastung der Gesellschaft durch Renditeforderungen entwickelt. Durch die Kapitalvernichtung in den beiden Weltkriegen fiel der Anteil der Kapitalrenditen am Volkseinkommen, und in den Nachkriegsjahrzehnten bremsten hohe Wachstumsraten des Volks-

einkommens und das Entstehen einer vermögenden Mittelschicht den Wiederanstieg der Vermögensungleichheit.

Die Erzählungen stimmen darin überein, dass sie den „Teilhabekapitalismus“ (Busch/Land 2012 in soeb 2) der 50er- bis 70er-Jahre und seinen den „kurzen Traum immerwährender Prosperität“ (Lutz 1984) als Ergebnis einer historischen Ausnahmekonstellation auffassen, und dass sie übergreifende Trends für alle entwickelten kapitalistischen Länder beschreiben, die sich gemäß den nationalen „Spielarten“ des Kapitalismus (Hall/Soskice 2001) in einzelnen Ländern unterschiedlich ausprägen. Sie unterscheiden sich darin, wie sie den Trendbruch der 70er-Jahre erklären (wobei die Begründungen einander nicht ausschließen), und vor allem danach, ob sie der Entwicklung seit den 90er-Jahren eine eigenständige Bedeutung als neues sozioökonomisches Regime beimessen.

- Für Doering-Manteuffel/Raphael (2010) endet in der Mitte der 90er-Jahre die Übergangsphase zu einer neuen Konstellation des „digitalen Finanzmarkt-Kapitalismus“, der sowohl durch materielle Veränderungen (Digitalisierung der Produktion, des Alltagslebens und der Information) als auch durch einen Wechsel zu marktförmigen ökonomischen Denkmodellen gekennzeichnet ist.
- Boyer (2015) spricht von einem neuen extensiven Akkumulationsmodell, das durch eine Dezentralisierung und Individualisierung des Lohnverhältnisses und durch zunehmende Ungleichheit unter Bedingungen verschärfter internationaler Konkurrenzbedingungen charakterisiert wird.
- Koch (2006) unterscheidet auf Länderebene „kapitalorientierte“ und „ausgehandelte“ postfordistische Entwicklungsmodelle.
- Streeck (2013) sieht auf europäischer Ebene die Durchsetzung eines „Konsolidierungsstaats“, in dem sich „die Wege von Kapitalismus und Demokratie trennen müssen“.
- Für Piketty (2013) setzt sich der 1914 gebrochene Trend zu einem überproportionalen Wachstum der Vermögen und Vermögenseinkommen seit den 70er-Jahren wieder ungebremst durch, was ihm mit dem Leistungsprinzip und den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit demokratischer Gesellschaften unvereinbar scheint.

Gemeinsam ist den genannten Deutungen, dass sie tatsächlich Erzählungen sind: Eine jeweils unterschiedlich konstruierte Komplikation treibt eine Handlung voran: die Auflösung des Ausgangszustands, der historischen Ausnahmejahrzehnte der Nachkriegsordnung.

5. Permanenter Wandel oder Umbruch

Eine Erzählung zur sozioökonomischen Entwicklung muss reflektieren, dass sich ihr zwei theoretische Paradigmen sozialen Wandels anbieten.

Eine modernisierungstheoretisch orientierte Erzählung fasst Entwicklung als „permanenter Wandel“ und „weitergehende Modernisierung“ innerhalb der „Basisinstitutionen“ Kon-

kurrenzdemokratie, Marktwirtschaft, Wohlstandsgesellschaft, Wohlfahrtsstaat und Massenkonsum auf, die für moderne Gesellschaften als „evolutionäre Universalien“ Gültigkeit haben (Zapf 1994 [1990]). Die Komplikation, die eine Erzählung begründet, besteht hier in der Abweichung von einer Norm. Zapf (ebd.) und Wehler (2000), die prominent für dieses Paradigma stehen, haben zugleich versucht, Kritik an einigen problematischen Konsequenzen der Modernisierungstheorie aufzugreifen, insbesondere die enge Vorstellung von „gerichtetem Fortschritt“, der alle Länder an einem universell verbindlichen Modell von Modernität misst. Wehler (ebd.) spricht sich für eine „historisch-komparative Modernisierungsforschung“ aus, die Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung verschiedener Systembereiche einer Gesellschaft anerkennt und im Ländervergleich funktionale Äquivalente, endogene Entwicklungschancen und Unterschiede zwischen „Pionieren“ und „Nachzüglern“ geltend lässt. Zapf (ebd.) hat für eine „konflikt- und innovationstheoretisch ‚gehärtete‘“ Modernisierungstheorie plädiert.

Der Begriff der Transformation (Reiðig 2009, Kollmorgen/Merkel/Wagener 2015) kann für ein anderes Paradigma stehen, das Diskontinuität in der gesellschaftlichen Entwicklung betont. Die Analyseeinheiten dieses Paradigmas sind sozioökonomische Regime („Produktions- und Sozialmodelle“, Bartelheimer/Kädtler 2012) oder „Gesellschafts- und Entwicklungsmodelle“ (Reiðig 2009), die bestimmte, nicht beliebig kombinierbare institutionelle Arrangements und Beziehungen für eine historische Periode verknüpfen. Statt den „Wandel“ für „permanent“ zu erklären, fordert dieses Konzept, die Entwicklungsdynamik innerhalb eines Regimes von Strukturbrüchen zu unterscheiden, die einen Regimewechsel herbeiführen. Es gibt nicht viele Umbrüche, sondern jeweils einen Umbruch. Veränderungen, die den inneren Zusammenhang eines Entwicklungsmodells in Frage stellen, treiben als Komplikation die Handlung der sozioökonomischen Erzählung voran. Dabei ist die Abfolge von Regimen nicht an einer universellen Fortschrittslogik orientiert: Etwa ist das auf mehr Ungleichheit basierende Akkumulationsmodell, dass sich nach Boyer (2015) seit den 90er-Jahren wenigstens in den USA durchsetzt, nach seiner Einschätzung ökonomisch weniger leistungsfähig als der Fordismus, den es ablöst. Theoretische Bezugspunkte für die Charakterisierung von Regimen finden sich in u.a. der vergleichenden politischen Ökonomie, in der Regulationstheorie und in der Wohlfahrtsstaatsforschung.

Die Frage, ob sich Wandel in stabilen Basisinstitutionen vollzieht, stellt sich tatsächlich nur aus westdeutscher Sicht. Lebensläufe und Wahrnehmungen der Ostdeutschen bleiben 25 Jahre nach der Vereinigung von der Erfahrung und den materiellen Konsequenzen eines tiefgreifenden institutionellen Strukturbruchs geprägt. Beide Paradigmen des Wandels sind unterschiedlich gut geeignet, diesen Bruch zu erfassen. Der Modernisierungstheorie lag es nahe, ihn als nachholende Entwicklung zu verstehen. Zapf (1996) hat anerkannt, dass diese „nicht die stärksten Mittel“ hatte, den Systemwechsel der postsozialistischen Länder – also auch der ostdeutschen Länder – zu beobachten und zu erklären. Das Transformations-

paradigma ist offener für die Überlegung, dass die postsozialistischen Systemwechsel mit einer Krise der westlichen Entwicklungsmodelle zusammenfallen und dass sie zur Herausbildung einer eigenen Kapitalismusvariante (Kollmorgen 2005) führen können. In *soeb 2* haben Busch/Land (2012) die Entwicklung Ostdeutschlands als „doppelten Umbruch“ beschrieben. Der Nachbau des westdeutschen Produktions- und Sozialmodells musste scheitern, weil dieses sich selbst bereits in Krise, Erosion und partieller Demontage befand. Als Ergebnis ist zum einen eine „Transferökonomie“ entstanden, in der sich ostdeutsches Produktionslücke und westdeutscher Produktionsüberschuss wechselseitig bedingen. Andererseits wurde Ostdeutschland – wenigstens zeitweise – Vorreiter bei der Bewältigung sozialer Ausschlussrisiken durch Segregation und „sekundäre“ erwerbsgesellschaftliche Integration.

Auch wenn sich die ersten beiden Verbundvorhaben zur sozioökonomischen Berichterstattung (*soeb 1*³ und *soeb 2*⁴) an einem diskontinuierlichen, transformatorischen Verständnis von Wandel orientiert haben, wirft auch dieses Paradigma als Bezugspunkt Probleme auf (Bartelheimer/Kädtler 2012). Es gibt zu jedem Zeitpunkt nicht eine gültige Regimetypologie, sondern viele. „Spielarten“ des Kapitalismus, Wohlfahrtsstaatstypen und Genderregime bringen je nach Theorie und Fragestellung andere Instanzen und Regulierungsfelder in einen Systemzusammenhang und in eine hierarchische Ordnung. Und Typologien tendieren dazu, die innere Kohärenz von Regimen, die Interdependenz verschiedener Bereiche gesellschaftlicher Entwicklung und damit die Pfadabhängigkeit eines Entwicklungsmodells (sowohl im historischen Rückblick wie im Ländervergleich) zu überzeichnen. Die Folge kann sein, grundsätzlichen Wandel ohne externe Schocks oder offenen politischen Regimewechsel – wie bei der Auflösung der Sowjetunion oder bei der Preisgabe der DDR-Eigenstaatlichkeit – theoretisch für unwahrscheinlich zu erklären.

Wesentlich für die sozioökonomische Erzählung ist daher die Überlegung, dass Kontinuität und Umbruch keine radikalen Alternativen darstellen, und dass sich Entwicklungsmodelle auch ohne offenen Bruch im Institutionensystem grundlegend wandeln können. Streeck/Theilen (2005) haben vier verschiedene Typen eines solchen schrittweisen transformatorischen Wandels unterschieden:

- die (zunächst subsidiäre) Anlagerung (layering) neuer Institutionen an bestehende,
- die Marginalisierung formell stabiler Institutionen angesichts veränderter Problemlagen (drift),
- die funktionale Umdeutung (conversion) (fort-)bestehender Institutionen,

³ SOFI, Soziologisches Forschungsinstitut / IAB, Institut für Arbeitsmarkt- u. Berufsforschung / ISF Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung München/ INIFES, Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (Hrsg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland - Arbeit und Lebensweisen. Erster Bericht. Wiesbaden 2005. VS Verlag.

⁴ Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.) (2012): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

– und den allmählichen Niedergang von Institutionen (exhaustion).

Damit stehen unterschiedliche Möglichkeiten zur Verfügung, auch graduelle Entwicklungen in einzelnen gesellschaftlichen Feldern und in einem fortbestehenden institutionellen Rahmen als „transformativ“ zu charakterisieren. Dass verschiedene Teilsysteme einer Gesellschaftsformation sich relativ autonom und in ihrer eigenen Zeit entwickeln, steht nicht in Widerspruch zu einem Konzept von Transformation und zu einer Periodisierung der Zeitgeschichte auf der Grundlage starker Annahmen über Systemzusammenhänge. Ein Beispiel für eine solche Analyseperspektive bietet Lessenich (2003) mit seiner Analyse des „dynamischen Immobilismus“, d.h. eines „dramatischen“ Wandels des deutschen Sozialmodells im stabilen Rahmen des Sozialversicherungs- und Tarifvertragssystems. Er beschreibt eine Mischung von regelgeleitetem und regelüberwindendem Handeln von ins Institutionensystem eingebundenen Akteuren. Auch ein Nebeneinander von Veränderungen, die mit unterschiedlicher Geschwindigkeit verlaufen und die durch Gegenbewegungen gebremst werden, kann in der Summe einen „sozialen Wandel von revolutionärer Qualität“ (Doering-Manteuffel/Raphael 2010) bewirken.

6. Kann man mit sozialwissenschaftlichen Mikrodaten Zeitgeschichte schreiben?

Welche Funktion erfüllt die Analyse sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Daten für die Zeitgeschichte? Im März 2015 eröffneten Lutz Raphael (Trier) und Gert G. Wagner (Berlin) einen Austausch zu Fragen der systematischen Nutzung von Mikrodaten für die zeitgeschichtliche Forschung, der ein sozialwissenschaftliches Akademieprogramm vorbereiten soll (Raphael/Wagner 2015). Die systematischere Einbeziehung längerer Untersuchungszeiträume in empirische sozialwissenschaftliche Forschungsdesigns soll gegenwartsbezogener Forschung durch Informationen zur „Vorgeschichte der Gegenwartsprobleme“ bereichern. Auch die sozioökonomische Berichterstattung sucht ihre Befunde in einen längeren historischen Rahmen zu stellen. Als besonderes Problem erweist sich dabei die doppelte Erzählperspektive: Neben Befunden, in denen sich Erzählzeit und die in der Dateninfrastruktur empirisch abgebildete erzählte Zeit entsprechen, treten stilisierte Fakten über die vorausgegangene Entwicklung, für die vergleichbare Mikrodaten fehlen oder nicht erschlossen sind. Damit entsteht die Gefahr, der auch viele Varianten der Modernisierungstheorie erlegen sind (Wehler 2000), der genauen Beobachtung der jüngeren Vergangenheit eine idealtypische Darstellung der Vorperiode entgegenzustellen.

Die einfachste Grundlage einer sozialwissenschaftlichen Erzählung bilden lange Zeitreihen für regelmäßig vergleichbar erhobene Sachverhalte. Mehrere Arbeitspakete in der sozioökonomischen Berichterstattung nutzen statistische Verfahren zur Analyse quantitativer

Längsschnittdaten (Ereignisanalysen, Sequenzanalysen). Die Ergebnisse solcher Verfahren haben narrative Eigenschaften. Darüber hinaus kann gefragt werden, ob sich das Format der Erzählung eignet, um Ergebnisse multivariater Modelle (kausal) zu interpretieren.

Ein zentrales Problem der gemeinsamen Erzählung ist jedoch die unterschiedliche zeitliche Reichweite der empirisch möglichen Aussagen in den *soeb*-Arbeitspaketen. In allen Berichtskapiteln liegt der Schwerpunkt der Analyse auf den letzten zehn bis 15 Jahren. Einige Arbeitspakete können Aussagen über weiter zurückliegende Erhebungsjahre machen, die bis in die 70er-Jahre zurückgehen. Andere Arbeitspakete sind in ihren Datenzugängen auf Aussagen am aktuellen Rand beschränkt.

Drei Arbeitspakete analysieren Lebens- und Erwerbsverläufe im Kohortenvergleich. Die Längsschnittanalyse biografischer Verläufe ist besonders gut geeignet, historische Entwicklung mit Mikrodaten abzubilden – die Längsschnitte umfassen auch frühere Jahrzehnte und reichen teilweise in die als Teilhabekapitalismus bezeichnete Periode vor Mitte der 70er-Jahre oder in die anschließende Phase zurück, die in *soeb 2* als „Erosion und Demontage“ bezeichnet werden.

Die empirischen Arbeitspakete treffen genauere Aussagen zu Entwicklungen in ihrem jeweiligen Gegenstandsbereich nur für den relativ kurzen Zeitraum, der ihren Analyse-schwerpunkt bildet. Als „Trendbruch“ werden am häufigsten die finanzmarktinduzierte Wirtschaftskrise 2008 ff. sowie die „Hartz“-Gesetzgebung genannt, insbesondere die Einführung der Grundsicherung für Arbeitsuchende (SGB II). Ein Arbeitspaket datiert die zunehmende Börsennotierung deutscher Unternehmen ab 1998/99 als kurzfristigen Ausschlag, andere verweisen auf die Wiedervereinigung als am weitesten zurückliegenden Einschnitt. Auf längerfristige Periodisierungen verweisen die Arbeitspakete bisher kursorisch unter Bezugnahme auf Literatur oder auf die Erzähllinien in *soeb 2*.

Wie in der sozioökonomischen Erzählung die historische Entwicklung periodisiert wird, ergibt sich also nicht unmittelbar aus Partikularanalysen auf der Grundlage von Mikrodaten. Periodisierung setzt vielmehr starke Zusammenhangsannahmen voraus, die eine Auswahl der ausschlaggebenden Verläufe anleiten, und eine deutende Rekonstruktion in längerer historischer Perspektive. Um den unterschiedliche Entwicklungsrhythmen in den beobachteten Gesellschaftsfeldern und der unterschiedlichen zeitlichen Reichweite der Empirie Rechnung zu tragen, muss eine historisch orientierte Sozialberichterstattung neben dem Versuch einer Synthese den Einzelbefunden ihrem Raum lassen.

7. Nachkriegs-„Fordismus“ als Referenz im Umbruch

In der sozioökonomischen Berichterstattung dient das „fordistische Produktions- und Sozialmodell“ der Nachkriegsordnung (Bartelheimer/Kädtler 2012), der „rheinische Kapitalismus“ (Abelshausen 2004) als Referenzperiode aktueller Befunde. Anders als in modernisierungstheoretischen Ansätzen bildet diese Referenz keinen normativen Maßstab: Weder lässt sich die wirtschaftliche und soziale Dynamik dieser Periode wiederholen, noch wäre dies aus Sicht heutiger Teilhabeansprüche und Nachhaltigkeitsforderungen wünschenswert.

Es gibt zwei Gründe für eine solche Bezugnahme. Die Vergangenheit als „Vorgeschichte der Gegenwart“ erfüllt, auch wo sie nur mittels stilisierter Fakten darstellbar ist (vgl. oben) eine heuristische, Erkenntnis gewinnende Funktion. Ohne historische Fixpunkte und Markierungen können Gegenwartsbefunde nicht gedeutet werden. Insbesondere fehlte ihnen jedes Kriterium für die Frage, ob die Summe der beobachteten Veränderungen eine neue, gesellschaftsverändernde Qualität erreicht. Zum anderen wirkt die „Vorgeschichte“ weiter: Institutionen, welche die Gegenwart prägen, sind in dieser Zeit entstanden oder ausgerichtet worden. Zugleich richtet sich die Erzählung an Adressat/inn/en, deren Teilhabeerwartungen und Gerechtigkeitsvorstellungen in dieser Periode geprägt wurden. Auch Normen, deren faktische Geltung abnimmt, leben auf diese Weise fort.

Die Bezugnahme auf den Fordismus erfüllt in der sozioökonomischen Erzählung genau begrenzte Funktionen. Sie ist von dem Anspruch an eine große historische Erzählung entlastet, historische Perioden umfassend und eindeutig zu charakterisieren. Ihre Aufgabe bleibt es, für verschiedene Faktoren und Wirkungszusammenhänge Daten zu liefern, ohne sich auf eine theoretische Erklärung und auf die Dominanz eines Faktors festzulegen. Hier bleibt eine Differenz von Geschichtsschreibung und Sozialberichterstattung.

Auch theoriegeleitet und datengestützt, bleibt die lange historische Sicht in einer sozialwissenschaftlichen Erzählung Konstruktion. Sie muss von den verfügbaren Daten und stilisierten Fakten gestützt werden und kann doch nicht in gleicher Weise Objektivität beanspruchen wie ein empirischer Befund. Insbesondere ist zu berücksichtigen, dass bei den Adressat/inn/en der Eindruck von Kausalität entsteht, auch wenn diese nicht explizit belegt ist.

Seine Funktion einer Referenz erfüllt der Nachkriegs-Fordismus sowohl in Bezug auf das gesamtwirtschaftliche Teilhabepotenzial als auch in Bezug auf die Bedingungen seiner Umwandlung in individuelle Teilhabe.

7.1 Erosion und Demontage des Teilhabekapitalismus – Fragen am aktuellen Rand

In *soeb 2* deuten Busch/Land (2012) die Zeitmarke der 70er-Jahre als Beginn der Erosion und Demontage eines sozioökonomischen Regimes, das sie als fordistischen Teilhabekapitalismus bezeichnen. Eine Reallohnentwicklung, die dauerhaft der Produktivitätsentwicklung entspricht, soziale Sicherung und kollektive Schutzrechte und die Verkürzung der Arbeitszeit

ermöglichten den Lohnabhängigen erstmals ein Maß an Teilhabe, das deutlich über die bloße Reproduktion der Arbeitskraft hinausging.

Anders als andere Aussagen über die Nachkriegsjahrzehnte konnte sich die Charakterisierung des Teilhabekapitalismus auf lange Reihen makroökonomischer Indikatoren stützen, die bis zum aktuellen Rand verfügbar sind. Daher lässt sich an dieser für die Erzählung grundlegenden Referenz auch erörtern, wie solche deutenden Konstruktionen im Rahmen von Dauerbeobachtung anhand fortgeschriebener Indikatoren überprüft werden und welche Bewertungsfragen sich dabei stellen.

Die gesamtwirtschaftliche Entwicklung nach 1975 unterscheidet sich für neun wesentliche Indikatoren grundlegend von der Referenzperiode ab 1950.

- Die durchschnittliche reale Wachstumsrate des BIP, die von 1950 bis 1975 bei 5,6 % lag, fiel von 1976 bis 2009 auf 1,9 %.
- Die Arbeitsproduktivität (das reale BIP je Arbeitsstunde) ging von 5,9 % auf 2,0 % zurück.
- Die Reallöhne, die bis 1975 stets etwas schneller gewachsen waren als die Arbeitsproduktivität, verloren seit 1976 den Anschluss an die Produktivitätsentwicklung.
- Unternehmens- und Vermögenseinkommen stiegen bis 1975 etwa im Maß der Arbeitnehmereinkommen; seit 1981 steigen sie deutlich schneller als die Arbeitnehmereinkommen und die Produktivität.
- Statt Vollbeschäftigung prägt steigende Arbeitslosigkeit bzw. Erwerbslosigkeit den Arbeitsmarkt. Gegenläufig zur Entwicklung der Lohneinkommen steigt die Sozialleistungsquote stark an, um die Arbeitsmarktrisiken und später den Transformationsschock in Ostdeutschland zu kompensieren: von durchschnittlich 21,0 % des BIP vor 1975 auf 28,4 % in den Jahrzehnten danach.
- Die Nettoäquivalenzeinkommen werden ab den 80er-Jahren ungleicher, und die Ungleichheit verstärkt sich in den 00er-Jahren
- Seit den 70er-Jahren nehmen die Handelsbilanzdifferenzen zwischen den entwickelten kapitalistischen Ländern zu, d.h. der Welthandel gerät ins Ungleichgewicht, der deutsche Außenhandelsüberschuss steigt stark an.
- Von Mitte der 70er-Jahre bis Anfang der 80er-Jahre, und dann wieder in den 00er-Jahren verschlechtern sich die deutschen Terms of Trade, d.h. die Importpreise für Rohstoffe und Energie steigen stärker als die Exportpreise.
- Bis Ende der 60er-Jahre lag der Realzins stets unter der realen Wachstumsrate des BIP, seit Anfang der 80er-Jahre lag er stets darüber, und die Kurven entwickelten sich auseinander.

Nach der Wirtschafts- und Finanzkrise ist seit 2009 bei fünf dieser Indikatoren eine Trendwende eingetreten. Die Nettoeallöhne liegen wieder über der Stundenproduktivität. Die Unternehmens- und Vermögenseinkommen wachsen immer noch schneller als das BIP und die

Arbeitnehmereinkommen, aber die Kurven nähern sich einander wieder deutlich an. Erwerbslosigkeit sinkt. Die Rohstoffpreise steigen nicht mehr, die Terms of Trade bleiben stabil. Und seit 2010 liegen die Realzinsen deutlich unter dem realen BIP-Wachstum.

Wie ist diese Entwicklung am aktuellen Rand zu bewerten? Sicher reicht sie nicht aus, um eine Rückkehr zum Teilhabekapitalismus möglich erscheinen zu lassen. Dagegen steht, dass BIP und Arbeitsproduktivität weiterhin nur schwach wachsen, die Einkommensungleichheit weiter zunimmt und die Handelsbilanzdifferenzen groß bleiben. Und unterscheidet sich die aktuelle Situation von der, unter deren Eindruck vor sechs Jahren das langfristige Deutungsmuster formuliert wurde? Offenbar verlangsamt sich die Erosion des Teilhabekapitalismus, und vielleicht können einige der Entwicklungen, die so beschrieben wurden, sogar gestoppt werden. Vorläufig sprechen die kurze Frist und die Unsicherheit des internationalen Umfelds dagegen, die lange historische Perspektive zu revidieren. Wann aber legen die aktuellen Indikatoren nahe, von einem Wechsel des sozioökonomischen Regimes zu sprechen oder eine neue Zeitmarke zu setzen?

7.2 Teilhabemodus – die fordistische Grundformel und ihre Erosion

Während die Referenz auf das fordistische Entwicklungsmodell sich auf makroökonomische Zeitreihen stützt, beruht die Darstellung des zugehörigen Teilhabemodus der westdeutschen Bundesrepublik auf einer sozialpolitisch normativen Selbstbeschreibung, der von Zacher (2001) beschriebenen „Grundformel“ des deutschen Systems sozialer Sicherung. Es beruhte auf Bedarfsdeckung für einen Familienverband durch einen erwerbstätigen Familienernährer, Unterhalt für die nicht erwerbstätigen Familienmitglieder, Vorsorge durch Sozialversicherung und Korrektur von Ungleichheit im „Vollzug der Grundformel“ durch Systeme des sozialen Ausgleichs und residualer Mindestsicherung.

Die Faktoren zu beschreiben, die diese Normalitätsannahmen in Frage stellen, kann die Darstellung der Entwicklung seit 1975 anleiten. Die zunehmende Erwerbstätigkeit von Frauen in Paarhaushalten hat in Westdeutschland ein modernisiertes 1-1/2-Verdiener-Muster und ein Doppelverdienermuster entstehen lassen, das in Ostdeutschland unter erschwerten Arbeitsmarktbedingungen immer noch dominiert. Hinzu kommen Erwerbslosenhaushalte, in denen keine Erwerbsperson ein ausreichendes Erwerbseinkommen erzielt. Die Zunahme atypischer Beschäftigungsverhältnisse wirft die Frage auf, wie weit diese neuen Verdienermodelle Ausdruck von Präferenzen oder Anpassung an ökonomische Gegebenheiten sind. Die Mindestsicherungssysteme und die Systeme sozialen Ausgleichs sind zu einer vorrangigen Form prekärer sozialer Sicherung für die armutsgefährdeten Bevölkerungsgruppen geworden, die im Sozialversicherungsstaat nicht mehr vorsorgefähig sind.

Eine empirische Beschreibung hätte auch zu überprüfen, für wie viele Familien die idealtypische Grundformel, an der sich die Sozial- und Familienpolitik der Bonner Republik lange orientierte, vor Beginn ihrer Erosion faktische Geltung hatte. Sie muss aber vor allem

die neue Situation als ein Nebeneinander grundverschiedener Teilhabemodi beschrieben. Denn die alte Grundformel von Normalarbeitsverhältnis, Familienverband mit Zuverdienst der Partnerin und Vorsorgefähigkeit gilt für einen wesentlichen Teil der Erwerbsbevölkerung weiterhin, und politische Strategien können ebenso auf die Stabilisierung des alten Musters wie auf mehr Gleichheit und Sicherheit bei veränderten Mustern der Lebensführung und für die Bewältigung neuer Prekaritätsrisiken der Lohnarbeit setzen.

8. Programmierter Systemwandel – gelassen angesprochen

Die wissenschaftliche Kontroverse, ob sozialer Wandel als Entwicklung in stabilen Basisinstitutionen oder als periodischer Regimewechsel zu analysieren ist, bleibt ein Versuch, zurückliegende Entwicklungen zu verstehen, um gegenwärtige Verhältnisse angemessen zu beschreiben. „Transformativer“ Wandel wird dabei als nicht intendierte Folge des Zusammenspiels vieler Akteure verstanden. Sozialwissenschaftliche Erzählungen richten sich an eine politische Öffentlichkeit, die Kontinuitätslinien im bundesdeutschen Produktions- und Sozialmodell hoch bewertet, Systemveränderung dagegen als riskant vermeidet.

Der aktuelle politische Diskurs wertet jedoch das Denken in Entwicklungsmodellen und Regimen unter dem Handlungsdruck, den der Klimawandel und die Nachhaltigkeitsziele der UN erzeugen, systematisch auf. Die UN-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung (UN 2015) strebt nicht weniger an als eine „Transformation unserer Welt“: „friedliche, gerechte und inklusive Gesellschaften aufzubauen“ und „die Bedingungen für ein nachhaltiges, inklusives und dauerhaftes Wirtschaftswachstum, geteilten Wohlstand und menschenwürdige Arbeit für alle zu schaffen“. Und es besteht ein breiter Konsens darüber, dass das Ziel der Dekarbonisierung, d.h. einer kohlenstoffneutralen Wirtschaft und Gesellschaft bis 2050, dem sich die Bundesregierung auf dem Pariser Klimagipfel verpflichtet fühlt, eine grundlegende Transformation des Entwicklungsmodells verlangt.

Auch wenn der Weg vom politischen Diskurs zur konkreten Programmatik weit bleibt, hat das Denken in Systemzusammenhängen und ein transformatives Verständnis sozialen Wandels politische Kultur. Damit verändert sich die Öffentlichkeit, an die sich die sozioökonomische Erzählung richtet.

Anselm Doering-Manteuffel: Kommentar zum Einleitungsbeitrag aus zeitgeschichtlicher Perspektive

1. Bemerkungen zu einigen Zentralessagen des Papers

1.1 Erzählung – Sozialdaten

Es ist in der Tat seit mehr als einem Jahrzehnt eine der produktivsten Herausforderungen in den Geistes- und Sozialwissenschaften, die Ansätze, Erkenntnisinteressen und Erkenntnisperspektiven der Soziologie und der gegenwartsnahen Zeitgeschichte miteinander in Beziehung zu bringen. Eine Leitfrage des dritten Werkstattgesprächs ist: Wie viel Erzählung wird gebraucht, um Sozialdaten aussagekräftig zu machen? Die Antwort des Historikers lautet: Es wird viel historische Erzählung gebraucht, doch dazu ist es notwendig, dass die Forschung in der Historie weit zurückgreift, um bestimmte Sachverhalte, die in der Gegenwart relevant sind, erklären zu können. Genau dies ist jedoch für die Soziologie schwierig, weil Sozialdaten zum Teil nur über einen Zeitraum von 10 bis 15 Jahren vorliegen. Hinzu kommt, dass die Erhebungsmethoden von Sozialdaten unterschiedlich sind. In den 1950er Jahren wurden Sozialdaten anders erhoben als in den 1930er Jahren, so dass Ergebnisse nicht ohne weiteres vergleichbar und verwendbar sind. Es gibt durchaus Erzählungen, aber das Entscheidende ist, dass die Erzählungen, ob klein oder groß, in größeren Linien verlaufen müssen, um Veränderungen deutlich machen zu können, und da sind die Herausforderungen nicht unbeträchtlich.

1.2 Bildungsteilhabe – Erwerbsteilhabe

Peter Bartelheimer hat angesprochen, dass geringe Bildungsteilhabe zu geringer Erwerbsteilhabe führt. Dies ist ein alter Sachverhalt der Industriegesellschaften, der sich fortsetzt bzw. sich unter dem Gesichtspunkt der digitalen Gesellschaft oder der digitalen Produktionsformen erneuert. So werden z.B. Absolventen des BA-Studiengangs Wirtschaftsinformatik in Unternehmen und Betrieben in Positionen eingestellt, die denen von ungelernten Arbeitskräfte in der montanindustriellen Produktion entsprechen, sprich von Personen, die die Hochöfen abgestochen haben. Die BA-Absolventen können nicht das, was gebraucht wird. Wenn sie von der Universität kommen, müssen sie in den betreffenden Firmen eigens angeleitet werden und sie verdienen wenig, ein Bruttoarbeitsentgelt von 1.800 €, das sich bis maximal 2.600 € steigern kann. Sie sind gewissermaßen die ungelernten Arbeitskräfte unserer digitalen Gegenwart und insofern Inhaber prekärer Arbeitsverhältnisse. Dies, und was Prekarität letztendlich in einem solchen Kontext bedeutet, muss weiter untersucht werden.

1.3 Arbeiterstatus

Peter Bartelheimer bezeichnet in seinem Paper die Verwandlung der Lohnarbeit in einen gesicherten Status als ein Ergebnis der Nachkriegsjahrzehnte. Dahinter steht für den Histori-

ker die Frage: Was ist heute ein Arbeiter? In der Zeitgeschichte hat derzeit eine neue Diskussion begonnen, die sich mit der Geschichte des Arbeiters/Arbeitnehmers beschäftigt, nachdem wir zwischen 1980 und 2010 etwa drei Jahrzehnte des völligen Schweigens über die Problematik von Arbeiter- und Arbeitnehmergeellschaften hatten. Die Arbeitergeschichte war zwischenzeitig völlig tot. Was ist heute ein Arbeiter? Wie sieht seine Beziehung zum sozialstaatlich gesicherten und gewerkschaftlich gestützten Arbeitnehmer aus? Den Arbeiter im traditionellen Verständnis gibt es nicht mehr, denn dieser war Industriearbeiter. Dieser spezielle Berufsstand, der sich – nicht ohne Stolz – seiner selbst als „Malocher“ bewusst ist, existiert nicht mehr. Die Tatsache, dass dieser Typus des Arbeiters mit dem entsprechenden milieuspezifischen Selbstverständnis, mit seiner Art der Familienführung, der Kindererziehung, dem intergenerationellen Wertetransfer ist weitestgehend ausgestorben. Dieser Sachverhalt muss aufgegriffen werden, damit die Veränderungen in der Arbeitnehmergeellschaft zum neuen, heutigen Prekariat sachlich zutreffend in Beziehung gesetzt werden können. Dieses Prekariat setzt sich nicht nur aus den Inhabern von 8,50-Euro-Jobs zusammen, sondern ebenfalls aus den genannten BA-Absolventen, also Personen mit unzureichender Ausbildung des neuen Typs für die Marktgesellschaft. Sie werden für den ökonomischen Verwertungsprozess innerhalb von drei Jahren an der Universität zugerichtet, dann in den Verwertungsprozess eingespeist, und wenn das System sie nicht mehr braucht, werden sie wieder ausgespuckt. Die dahinterliegenden Prozesse und Strukturen müssen näher erforscht werden.

1.4 Staat als Arbeitgeber und Regelsetzer

In Hinsicht auf die von Peter Bartelheimer angesprochene Rolle des Staats als Arbeitgeber gab es erhebliche Änderungen. Wie sieht heute die Staatsfunktion in dem von Finanzmarkt gesteuerten Gemeinwesen aus? Und: Wie sah die Staatsfunktion in den keynesianisch organisierten Gemeinwesen vor 1975/80 aus? Bei näherer Betrachtung, in Zusammenarbeit mit Rechtswissenschaftlern oder Politologen, kommt man zu Ergebnissen, die einen sehr nachdenklich stimmen, die jedoch noch keine etablierten Kenntnisse liefern können. Hier muss noch viel getan werden.

1.5 Zeitmarken des 20. Jahrhunderts

Bei den Zeitmarken bezieht sich Peter Bartelheimer auf das „kurze 20. Jahrhundert“. Die Bezeichnung hat seinerzeit Eric Hobsbawm (1994, 1999) eingeführt, um für die Zeit von 1914 bis 1990 tatsächlich eine zusammenhängende Darstellung vorlegen zu können, wie er das für die europäische Geschichte seit dem 18. Jahrhundert bereits getan hatte. Die Perspektive auf „Hobsbawms 20. Jahrhundert“ hat sich mittlerweile stark verändert. Wir sind inzwischen so weit vom Jahr 1990 entfernt, dass bereits ein Vierteljahrhundert dazwischen liegt. Dies bringt uns dazu, über die Dimensionen des Jahrhunderts anders nachzudenken.

Mein Freiburger Kollege Ulrich Herbert hat unlängst eine deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts vorgelegt. Da spricht er von der Hochmoderne, bindet diese an den Beginn der Industrialisierung in Deutschland 1880/90 an und führt sie bis in die Zeit um 1970. Die restliche Epoche behandelt er dementsprechend in der Form eines Ausblicks.

Ich selber neige dazu, das Jahrhundert mit Hilfe von drei „Zeitbögen“ zu interpretieren. René Lehweß-Litzmann hat meine Überlegungen einleitend erwähnt. Die Ankerpunkte dieser Zeitbögen sind nicht nur politisch, sondern auch wirtschaftlich und gesellschaftlich determiniert. Der erste, 1880/90 beginnend und 1930 endend, umfasst die Zeit der Hochindustrialisierung bis zur Weltwirtschaftskrise und schließt den Ersten Weltkrieg als Katalysator in sich. Der zweite Zeitbogen spannt sich von 1930 bis etwa 1975 und stellt die neuen Ordnungsmuster in Gesellschaften, die von der Weltwirtschaftskrise tief erschüttert wurden, an den Anfang. Das war einerseits der New Deal in Amerika und andererseits die rassistische Volksgemeinschaft im NS-Deutschland, die alles Fremde, alles Unerwünschte ausschloss und mit Vernichtung bedrohte. Der Holocaust ging daraus hervor. Nach dem Sieg der USA 1945 wurden die Ordnungsvorstellungen des New Deal mittels Marshallplan und Wiederaufbau in Westeuropa und den deutschen Westzonen zur Geltung gebracht. Im Nachkriegsboom entfaltete sich daraus die sozialliberal geformte Industriegesellschaft des Wirtschaftswunders. Damit war es 1975 nach der Ersten Ölkrise vorbei. Der dritte Zeitbogen beginnt hier und spannt sich bis 2008. An die Stelle des sozialliberalen Ordnungsmusters trat der sogenannte Neoliberalismus, dessen Wirtschaftsideoogie nach 1990 auch in Osteuropa zur Geltung kam und dann die Globalisierung kennzeichnete. Die Bankenkrise von 2008 markiert, von heute aus gesehen, das Ende dieses Bogens.

Dann kommt der Verweis auf Robert Boyer, den hat Herr Bartelheimer vorhin auch erwähnt. Da geht es um das fordistische Regime intensiver Kapitalakkumulation und um die Diagnose, dass es, solange der Fordismus maßgeblich war, eine stabile Kopplung gab von standardisierter Massenproduktion und standardisiertem Massenkonsum. Dahinter steht ein sozialökonomisches Ordnungsmodell, das sich als konsens-liberal bezeichnen lässt. Das bedeutet, ein politisch demokratischer und gesellschaftlich liberaler Konsens konstituieren die Ordnung für die gesamte Gesellschaft. Das ist auf der amerikanischen Seite oft als New Deal Order bezeichnet worden. Ausgangspunkt waren die Vereinigten Staaten, und zwar Ausgangspunkt unter den Handlungsprinzipien des New Deal, auch wenn der amerikanische New Deal seit 1933 nur sehr begrenzt funktioniert hat. Seine Ordnungsidee war die des Konsenses in einer durch die Weltwirtschaftskrise multipel zerrissenen Gesellschaft. Die makroökonomische Theorie von John Maynard Keynes, der sie 1936 für den politischen Anspruch des New Deal entwickelt hat, konnte seither mit diesen Handlungsprinzipien verwoben werden. 1947 wurde das Modell des liberalen Konsenses mit dem Projekt des Marshall-Plans nach Westeuropa transferiert und dann durch die amerikanische Hegemonie in West-

europa flächendeckend zur Geltung gebracht. Davor gab es 1944 noch die Vereinbarung von Bretton Woods, also die Einführung des Weltwährungssystems, das sämtliche Währungen der freien demokratischen marktwirtschaftlichen Länder an den Dollar band. Diese beiden Entscheidungsmomente haben die Durchsetzung des internationalen nordatlantischen Konsenses unter amerikanischer Hegemonie ermöglicht. Und das hat in Ausläufern bis 1975/80 angehalten. Es bildete das wirtschaftliche und bündnispolitische Fundament der nordatlantischen Nachkriegsordnung. Daraus baute sich auch der Nachkriegsboom in der Bundesrepublik auf. Dessen Voraussetzung bestand darin, dass die Industrieproduktion in allen Ländern des nord-atlantischen Wirtschaftsraums in dieser Zeit am fordistischen Modell orientiert war: Standardisierte Produktion ermöglicht standardisierten Mehrwert und führt zu standardisierten Konsum und hat natürlich auch Rückwirkungen auf die Art und Weise, wie Ungleichheit ausgeglichen wird und wie damit eine relative Homogenität der Gesellschaft hergestellt wird.

Damit man die generelle Akzeptanz des Fordismus-Keynesianismus von den frühen 1950er bis in die frühen 1970er Jahre verstehen kann, ist dieses Modell um einen weiteren Gesichtspunkt zu ergänzen: Die verantwortlichen Personen in der Weltökonomie und den nationalen Ökonomien waren sämtlich Zeitgenossen der Weltwirtschaftskrise. Die Erfahrung der Weltwirtschaftskrise sowie die Erfahrung des nicht zuletzt aus der Wirtschaftskrise hervorgegangenen Zweiten Weltkriegs steuerte deren Handeln. Indem diese Erfahrung lebensgeschichtlich im natürlichen Alterungsprozess abschmilzt und irgendwann überwunden ist, ändern sich verständlicherweise dann auch die Handlungsperspektiven und die Optionen der Nachrückenden. Jedenfalls war seit 1970 diese Erfahrung auch deshalb nicht mehr handlungsleitend, weil die davon geprägten Handlungsträger aufs Altenteil rückten oder nicht mehr lebten.

Peter Bartelheimer verweist auf Wolfgang Streeck, der davon spricht, dass sich die Wege von Kapitalismus und Demokratie trennen. Diese These ist unlängst von der deutlich nach links tendierenden amerikanischen Politologin Wendy Brown aus Berkeley sehr verschärft worden. Die These lautet - sofern man Wolfgang Streeck plus Wendy Brown in sich wirken lässt: Der Neoliberalismus unterminiert durch die Ökonomisierung aller Handlungsabläufe, aller Orientierungsmuster und sozialen Beziehungen die Prinzipien von Gleichberechtigung der Staatsbürger – der sich politisch als Staatsbürger begreifenden Personen – in der Teilhabe am politischen Prozess. Es gibt keine Teilhabe ohne die wettbewerbliche Idee des ökonomischen Nutzens – für mich selbst oder aber für eine Institution, einen Marktteilhaber, eine Firma, einen Konzern. Ich belasse es bei diesen Hinweisen. Wir sollten darüber diskutieren, inwieweit wir die sehr scharf formulierte These von Streeck und/oder Brown – Ökonomismus als eine Art Virus, das in den Gesellschaften des nordatlantischen Wirtschaftsraums aktiv ist, als zentrales, handlungssteuerndes und legitimierendes Element – für

tragfähig halten und was dies für die sozialwissenschaftliche Datenerhebung bedeuten könnte.

1.6 Modernisierung oder Transformation

Permanenter Wandel oder Umbruch, Modernisierungstheorie vs. Transformation: Meiner Ansicht nach können wir gegenwärtig, jedenfalls aus Historikerperspektive, mit der Modernisierungstheorie aus verschiedenen Gründen nichts mehr anfangen: Die Modernisierungstheorie ist von amerikanischen Soziologen in den späten 1940er Jahren entwickelt worden, und sie diene nicht zuletzt dazu, ein amerikanisches Modell von Optimierung von Produktions- und Konsumtionsbedingungen in die dann später sogenannte „dritte Welt“ zu exportieren und dort zur Geltung zu bringen. Die Amerikaner bemächtigten sich jener Wege, auf denen sich früher die europäischen Kolonialmächte bewegt haben, behaupten aber, keine Kolonialpolitik zu betreiben, sondern sie wollten – gemäß ihrem Selbstverständnis – eine Optimierung der jeweiligen Länder erreichen, hauptsächlich in Afrika, aber auch in anderen Regionen der dritten Welt. Dazu verwendeten sie die Modernisierungstheorie. Modernisierung bedeutet die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen beim Umgang mit Grund und Boden und mit dem, was die Natur hergibt, bis hin zur Organisation der Gesellschaft. Diesem Konzept der Modernisierungstheorie liegt ein a-priori-Fortschrittsdenken zu Grunde – der Fortschritt regiert die Welt und wir, die Amerikaner als die am weitesten entwickelte Industriegesellschaft, definieren, was Fortschritt ist und wie er verläuft. Dieses Fortschrittsmodell kommt aus dem Liberalismus des 19. Jahrhunderts heraus, das reicht in die Nachkriegszeit zurück, das gilt in vielerlei Hinsicht auch für die westeuropäischen Länder des nordatlantischen Wirtschaftsraums zur Zeit des Kalten Kriegs. Es ist meiner Ansicht nach allerdings nicht eins zu eins in die Situation des Finanzmarktkapitalismus zu übertragen. Insofern können wir mit der Modernisierungstheorie meiner Ansicht nach zur Analyse von gegenwärtigen Problemen nicht sehr weit kommen

Bei Peter Bartelheimer heißt es, es gebe keine universelle Fortschrittslogik – da stimme ich absolut zu – und seit den 1990er Jahren dominiere in den USA ein Akkumulationsmodell, das ökonomisch weniger leistungsfähig sei als der Fordismus. Ja, aber: Aus der Sicht des Historikers geht es weniger um ökonomische Leistungsfähigkeit, die im Fordismus-Keynesianismus immer auf die Warenwirtschaft im Konkurrenzsystem der Produktionsbetriebe bezogen war, also auf Produktion und Konsumtion, sondern es geht jetzt um Wettbewerb, wie er im heutigen System der Finanzindustrie vorherrscht mit dem Ziel der Geldvermehrung im Bereich des *shareholder value* und des oberen Managements. Das ist das, was in den Argumentationen bei Wolfgang Streeck und Wendy Brown immer wieder durchscheint. Und dann heißt es bei Peter Bartelheimer weiter: Wesentlich sei für die sozioökonomische Erzählung, dass Kontinuität und Umbruch keine radikalen Alternativen darstellten. Zweifellos ist das so.

Von den Typen des schrittweisen Wandels, die angedeutet werden, halte ich insbesondere Typus zwei und drei für absolut stichhaltig.

1.7 Sozialdaten und Zeitgeschichte

Peter Bartelheimer fragt: „Kann man mit sozialwissenschaftlichen Mikrodaten Zeitgeschichte schreiben?“ Ja – man kann zumindest dazu beitragen, jedoch nur dann, wenn die zeitliche Reichweite ausgedehnt wird, wie ich am Anfang schon sagte. Das ist für die Sozialdaten der Soziologie deshalb schwierig, weil die Soziologie nicht gewährleisten kann, dass Daten aus einer bestimmten Zeit, 1930er, 1950er und jetzt 1990er und 2010er Jahre, tatsächlich auch vergleichbar sind und insofern klare, vergleichbare, aufeinander beziehbare Analysen ermöglichen. Insofern ist für die auf Sozialdaten gestützte Soziologie die Ausdehnung der zeitlichen Reichweite ein Problem. Als Historiker aber brauchen wir die historischen Gründe, um zu einer Analyse durchstoßen zu können. Wir brauchen die längere Perspektive. Wann haben sich welche Probleme zu Knoten geschürt, die dann bestimmte Folgen erzeugt haben, die wir analysieren wollen? Diese Gründe liegen zum Teil sehr weit – ich komme gleich noch darauf zu sprechen – in der Vergangenheit verborgen.

Ich halte die Bezugnahme auf den Fordismus für die Diskussion gegenwärtiger Probleme für nicht hilfreich, denn der Fordismus hat sich in der Phase des Nachkriegsbooms erschöpft und ging auch mit der Boomphase zu Ende. Die Zeit nach dem Boom, ab etwa 1980, war in verschiedener Hinsicht eine neue Zeit. Das betrifft auch die Tatsache, dass sowohl in den Industrieproduktionen als auch im Konsum die Epoche der standardisierten Massenware vorbei war. Und das ist ein Zentralelement des Fordismus. Der Fordismus scheint zumindest oder ist gegenwärtig überlebt, und er ist so weit überlebt, dass er als Referenzmodell für die Konzeption einer Erzählung auf der Basis aktueller Sozialdaten nicht taugt. Vielmehr kann er nur dann verwendet werden, wenn wir Daten zur Verfügung haben, die aus den 1930er Jahren bis etwa Ende der 1960er Jahre reichen. Das ist für unsere Problematik von 1995 bis zur Gegenwart allerdings nicht der Fall.

Diese Punkte, die Peter Bartelheimer aufführt, halte ich für unbedingt diskussionswürdig: Die gesamtwirtschaftliche Entwicklung nach 1975, sagt er, unterscheidet sich für neun wesentliche Indikatoren grundlegend von der Referenzperiode um 1950. Das begann mit der Wachstumsrate. Zu diskutieren ist auch, im Zusammenhang mit dem Terminus des Teilhabekapitalismus, die Frage des aktuellen Wandels. Kann es eine Rückkehr zum Teilhabekapitalismus geben? Ich möchte als Historiker sagen: Rückkehrten gibt es grundsätzlich nicht, sondern es entwickelt sich immer nach vorn, und wenn irgendwelche Ähnlichkeiten aus der Geschichte neu organisiert werden, sind sie auf keinen Fall Rückkehrten, sondern transformierte Neuorganisationen. Daher ist die Orientierung an der Sozialstaatlichkeit und den Gleichheitsansprüchen unter dem Gesichtspunkt von fordistischen Rahmenbedingun-

gen, wie wir sie bis 1975/80 hatten, für uns wichtig, um unser Bewusstsein zu schärfen, aber als Orientierungsmodell für Zukunftsgestaltung meiner Ansicht nach nicht tragfähig.

2. Skizze zur historischen Einordnung des Themas

2.1 Vom Keynesianismus zur Monetarismus

Jetzt zum Schluss einige Skizzen zur historischen Einordnung unseres Themas. Der erste Punkt, den ich benennen möchte, betrifft die Bedingungen für den Durchbruch des Monetarismus und die Überwindung des Keynesianismus.

Dazu folgende Daten, damit Sie eine Vorstellung davon bekommen, in welchen Zeiträumen man, meiner Ansicht nach, denken muss, um die Problematik in den Griff zu bekommen. Das Ende von Bretton Woods 1971, also das Ende der Bindung der Westwährungen an den Dollar, markierte den Beginn. Auslöser waren die Kosten, die der Vietnamkrieg verursacht hatte, und dann kam die erste Ölpreiskrise 1974 als Folge des Ölschocks vom November 1973. Seither gerieten die westlichen Industrieländer in eine wirtschaftlich schwierige Lage, und zwar dadurch, dass die Inflation anstieg, das Wirtschaftswachstum schwächer wurde und die Arbeitslosigkeit erheblich zunahm. Das ist es, was zeitgenössisch als Stagflation bezeichnet wurde: hohe Geldentwertung plus hohe Arbeitslosigkeit bei zurückgehender Produktivität. Das war die Realität ab etwa 1975. Die Regierungen in den Vereinigten Staaten, Großbritannien und Westeuropa bekamen mit den Methoden der keynesianischen Fiskalpolitik – mit den Methoden makroökonomischer Steuerung seitens der Regierungen, der Finanzministerien, der Regierungskanzleien – die Probleme nicht mehr in den Griff. Im schlimmsten Jahr in England, das war das Jahr 1975, erreichte die Inflation dort 24%. Das muss man sich immer wieder ins Gedächtnis rufen! Wenn ich mich nicht täusche, lag sie zeitgleich in den Vereinigten Staaten bei etwa 12%, in der Bundesrepublik damals bei 8%.

Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass es für die Zeitgenossen höchst plausibel war, die staatliche Fiskalpolitik als makroökonomisches Steuerungsinstrument auf sich beruhen zu lassen und die Steuerung dem Markt – konkret: den Zentralbanken – zu überlassen. Und damit konnte der Monetarismus als eine makroökonomische Theorie, die längst entwickelt worden war und für die 1976 Milton Friedman als einer der wesentlichen Protagonisten den Wirtschaftsnobelpreis bekommen hatte, statt des Keynesianismus zum grundlegenden Orientierungsmuster werden. Das ist eben wirtschaftswissenschaftlich und wissenschaftspolitisch und wirtschaftspolitisch beglaubigt worden: einerseits von Friedrich von Hayek als dem Vordenker der neoliberalen Entkopplung von Staat und Markt, und andererseits von Milton Friedman als dem Ökonomen des Monetarismus. Beide erhielten sie hintereinander 1974 und 1976 den Wirtschaftsnobelpreis. Beide waren seit den 1950er-Jahren radikale Anti-Keynesianer, wollen also die Gleichheitsorientierung mittels Globalsteuerung, die Orientie-

rung am „Konsens“ möglichst scharf bekämpfen. Alles, was „sozial“ hieß, war aus Hayeks Perspektive identisch mit Sozialismus. Sozialismus hieß Bolschewismus oder Nationalsozialismus und deswegen wurde unter dem Gesichtspunkt des Totalitarismus-Denkens bei Hayek alles, was nur den Terminus „sozial“ in sich schloss, als feindschaftlich abgewehrt. Es war eine radikal feindschaftliche Einstellung gegenüber Elementen von Gleichheitsdenken in unterschiedlichen Kontexten.

Das neue Orientierungsmuster begann sich ab Mitte der 1970er-Jahre auszubreiten. Friedman stand für den unbedingten Vorrang der Geldmenge vor anderen Gestaltungsfaktoren in der Nationalökonomie und für die Steuerung der Wirtschaft durch die Steuerung der Geldmenge: Sie sollte es möglich machen, die Inflation zu überwinden und die Gewinne der Konzerne und Kapitalanleger zu erhöhen, und das hat auch funktioniert. Seit 1980 gab es keine hohen Inflationszahlen mehr. Beide Ökonomen, Hayek und Friedman, waren seit den 1950er-Jahren Mitglieder der Mont Pelerin Society, und das war der „think tank“ des sogenannten Neoliberalismus. Dort diskutierte man über mögliche Strategien gegen den Keynesianismus, und zu den engagiertesten Adepten der Mont Pelerin Society gehörten in den 1960er- und 1970er-Jahren Margaret Thatcher und von der amerikanischen Seite einiges Personal der Reagan Administration. Diese Personengruppen kamen 1980 jeweils an die Regierung. Sie waren mit den Inflationszahlen der 1970er-Jahre (24% hier, 12% dort) konfrontiert, nahmen das auf und ermöglichten nun von staatlicher Seite, das System so umzusteuern, dass die Märkte und nicht länger die Regierung die Regeln setzen – das ist historisch wie sozialwissenschaftlich enorm wichtig. Im Übrigen – darauf hat der aus England stammende, jetzt in Yale tätige Wirtschaftshistoriker Adam Tooze hingewiesen –, der Vorreiter der Abkehr von Keynesianismus und für die Durchsetzung monetaristischer Leitprinzipien war die Bundesbank in Frankfurt am Main, denn die hat das 1974/75 als erste Zentralbank eingefordert.

Die Inflation blieb seit den 1980er-Jahren niedrig, die Arbeitslosigkeit blieb hoch. Der Grund dafür lag aber darin, dass in den 1970er- und 1980er-Jahren – nach Anfängen in den 1950er-Jahren – die Traditionsindustrien in den westeuropäischen Ländern kollabierten. Der Begriff „Traditionsindustrien“ meint Eisen, Stahl, Montanindustrie: Ruhrgebiet in unserem Fall, Mittel- und Nordengland im britischen Bereich, Belgien, Luxemburg, Nordostfrankreich im französischen Fall, und bei den Amerikanern war es der „rust belt“, der schon in den 1950er-Jahren zu kollabieren begann. Dann kommen die Textil- und Werftindustrien dazu, die gingen mehr oder weniger ab den 1980er-Jahren kaputt. Das waren aber genau die Industrien, die sowohl der Fordismus als auch die Räson des Keynesianismus brauchten, um funktionieren zu können. Anders gesagt, das traditionelle Industriesystem sowie Fordismus und Keynesianismus ergänzten sich zum gegenseitigen Vorteil. Und das wiederum heißt, dass in den Jahren um 1975 das Fundament der sozioökonomischen und produktionskultu-

rellen Gegebenheiten, die bis dahin vorgeherrscht haben, wegzubrechen begann. Die Phase des Nachkriegsbooms – die berühmten „Trente Glorieuses“ – waren zu Ende. So wurde dem Monetarismus der Weg geebnet. Das legitimiert uns als Historiker aber nicht, diese Entwicklung einfach abzulehnen, weil sie einem nicht gefällt. Vielmehr ist einerseits nach der historischen Plausibilität zu fragen, warum sich etwas entwickelt hat, und zwar so und nicht anders, und zweitens, tagesaktuell, ist danach zu fragen, ob und wenn ja Instrumente der Gegensteuerung zu erkennen und anzuwenden sind?

2.2 Digitalisierung – von Niedergang zur revolutionären Transformation

Dann kommt – es wird meistens nicht in einen kausalen Bezug gesetzt – die Digitalisierung hinzu. Die Anfänge der Computerisierung in den Wirtschaftsbetrieben und in den Banken dürften meines Wissens in den frühen 1970er Jahren gelegen haben. Der Personal Computer beginnt sich in den 1980er-Jahren durchzusetzen, und die digitale Revolution, von der wir sprechen, wird durch die Erfindung der Email-Kommunikation und dann endgültig durch das World Wide Web ab 1995 möglich. Deshalb bezeichnen wir das Jahr 1995 innerhalb der gesamten Epoche „nach dem Boom“ (1975/80 bis 2008) als markante Zäsur. Sie hebt die Phase des Niedergangs der Traditionsindustrien ab von der revolutionären Transformationsphase, in der wir uns heute noch befinden. Deswegen gibt es meiner Ansicht nach auch keinen Weg zurück in die Denkhorizonte des Fordismus und der damit zusammenhängenden Problemlagen.

Wir leben, meiner Ansicht nach, in einer revolutionären Zeit. Wir sind einem anhaltenden, überaus rasch verlaufenden Wandel ausgesetzt und daher kommt – dies ist wiederum ein Begriff der Soziologen – der Institutionenstabilität eine hohe Bedeutung zu; das heißt Ministerien, aber vor allem auch die Institutionen, die den Sozialstaat stabilisieren. Dahinter steht aber die Frage, die von den Kollegen aufgeworfen wurde: Wie sehen die Institutionen denn inzwischen innendrin aus? Inwiefern haben sie sich im Innern verändert? Sie sind durch das Virus des Ökonomismus ganz erheblich transformiert worden: Darüber gilt es zu diskutieren!

2.3 Was kennzeichnet den Neoliberalismus?

Der zweite Punkt: „Kennzeichen des Neoliberalismus“: Allein schon am Begriff scheiden sich die Geister. Es ist unklar, ob der heute so genannte Neoliberalismus überhaupt eine historische Weiterentwicklung dessen ist, was man aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert als Liberalismus kennt.

- Was wir Neoliberalismus nennen, ist erstens mit der Theorie des Monetarismus fest verbunden, also Vorrang des Bankensektors vor den Sektoren der industriellen Produktion.
- Zweitens: Sicherstellung möglichst völliger Freiheit des Finanzmarkts von staatlichen Regelungen.

- Drittens: Bezugnahme auf das Individuum als Person, als Firma, als Institution unter Betonung der grundsätzlichen Wettbewerbsfähigkeit beim Umgang der Individuen untereinander.
- Viertens: die Chance des Gewinns und die Chance des Untergangs sind an den Erfolg im wettbewerblichen Handeln gebunden.
- Fünftens: Die Sozialbindung des Eigentums kennt der Neoliberalismus weitestgehend nicht.

Die Gesellschaft als Ganzes kann der Neoliberalismus konzeptionell gar nicht erfassen, weil er vom individuellen Interesse her denkt und das Soziale insgesamt ablehnt. Deswegen ist der Neoliberalismus in den ideellen Grundlagen asozial, und ob es sich hierbei um eine Ideologie handelt oder nicht, ist bislang unklar. Wenn der Neoliberalismus eine Ideologie sein sollte, das heißt ein Handlungs- und Orientierungsmuster, dessen Grundannahmen feststehen und sich jeglicher kritischen Diskussion entziehen, dann wäre zu fragen, ob es bereits eine Gegenideologie gibt, wie es der Faschismus und der Bolschewismus gegen den westlichen Liberalismus im 20. Jahrhundert waren. Dieses Problem ist gegenwärtig ungelöst, und daher ist es notwendig, dass wir uns in kritischer Diskussion damit befassen. Man sagt mit Wolfgang Streek und Wendy Brown, dass die neoliberale Durchdringung der Global- und Nationalökonomien, also des Staats, der Gesellschaften und der Märkte, des Konsums und der privaten Existenzbedingungen dazu führen, dass die Demokratie, das heißt das Prinzip der staatsbürgerlichen Gleichheit und der staatsbürgerlichen Selbstbestimmung, zerstört wird. Auch hier hat die kritische Diskussion anzusetzen und die Überlegungen weiterzutreiben.

2.4 Wandel der Staatsfunktion

Zum Schluss möchte ich vorschlagen, dass der Wandel der Staatsfunktion ein Diskussions-thema sein sollte. Das war ein Aspekt auf Peter Bartelheimers Folien: Sticht die Politik die Märkte? Ich möchte da ein Fragezeichen setzen. Man sollte sich von dem Gedanken freimachen, dass wirtschaftliche, finanzmarktliche Interessen monetaristischer und neoliberaler Spielart die Staaten und Regierungen beeinträchtigen. Dem ist nicht so. Der Neoliberalismus braucht den starken Staat, damit – und das ist neu – der Staat die Rahmenbedingungen für das ungehinderte wirtschaftliche Wettbewerbs- und Gewinnsystem sicherstellt. Ohne die Sicherstellung des politischen Rahmenwerks können sich die Märkte nicht so entfalten, wie sie es tun, und deswegen brauchen sie den Staat, aber eben nur dazu, dass er ihnen freie Bahn verschafft und gewissermaßen sowohl militärisch als auch polizeilich als auch juristisch-verfassungsrechtlich freie Hand gibt. Die Schwierigkeit besteht nun darin, dass die Märkte niemals in irgendeiner Weise rekonstruierbar sind hinsichtlich der Verantwortung: Welche Person, Institution, welche Gruppe von Leuten, welche Regierung trägt innerhalb der Finanzindustrie, der Märkte, die Verantwortung? Das ist ein hochheikles System. Die Märkte

entfalten anonyme Handlungsdynamiken, sie sind zugleich sehr konkret. In funktionalem Bezug dazu stehen die Regierungen, die personell gebunden (und insofern eben nicht anonym) sind und die gebraucht werden, damit die Märkte entsprechend ihrem Interesse agieren können.

Die Regierungen haben die Entwicklung ermöglicht. Es waren die Regierungen, die seit 1980 den Nationalbanken gefolgt sind beim Übergang zum Monetarismus. Es waren die Regierungen die seit den 1980er-Jahren dem Prinzip der Deregulierung und Privatisierung öffentlichen Eigentums gefolgt sind, angeblich weil sich das rechnete, faktisch jedoch, weil private Investoren daraus Gewinn ziehen konnten. Im Falle der Funktionsunfähigkeit einer privatisierten öffentlichen Einrichtung, das Wassersystem in England zum Beispiel, können sie dann die Sanierung wieder dem Staat zuspielen, weil der Staat verfassungsrechtlich für die Funktionsfähigkeit der Infrastruktur verantwortlich ist: ‚Wenn es nicht funktioniert, zahlt ihr das. Wenn es funktioniert, stecken wir den Mehrwert ein.‘ Das ist ein Element der Deregulierung, das massiv kritisiert worden ist. In den 1980er-Jahren haben die Regierungen den Finanzmarkt dadurch gefördert, dass sie dessen Ansprüche auf staatliche Stützung oder staatliche Zurückhaltung bedient haben. Darüber wurden die „Staaten“ zu Funktionsinstitutionen der Märkte. Das ist eine These, die gegenwärtig intensiv in unserem zeithistorischen Kontext diskutiert wird. Ob – um eine alte DDR-Formulierung aufzugreifen – die Staaten die ‚Nickaffen‘ der Märkte sind oder nicht, und wie das Verhältnis von beiden zueinander konstruiert ist? Wenn man dieses Verhältnis bestimmen kann, dann ist die Frage nach der Anwendung, bzw. nach der Ebene der Sozialdaten wiederum neu gestellt oder weiterzutragen.

Aus der Abschlussdiskussion

1. Joachim Spangenberg

Der Abbau sozialer Leistungen, die systematische Reduzierung der Grundsicherung im Falle von nicht selbstverschuldeten Lebenskrisen – das ist eine systematische Entwicklung der letzten 30 Jahre, sie ist aber bei den meisten Menschen noch nicht angekommen. Irgendwann wird es den Leuten klar, und wie dann politische Reaktionen sein werden, ist unklar. Das ist die erste Herausforderung, die ich kommen sehe.

Europa setzt auf die Finanzierung sozialer Sicherungssysteme durch Wirtschaftswachstum, um Fragen von Umverteilung vermeiden zu können. In den nächsten zehn Jahren wird sich die Erkenntnis durchsetzen, dass Quoten eingeplanten Wirtschaftswachstums von zwei bis drei Prozent utopisch sind. Das Finanzierungsmodell, über Wachstumszuwächse Einnahmen zu haben und gleichzeitig, wenn das Geld nicht reicht, Leistungen zu kürzen, wird auf Dauer in eine krisenhafte Situation führen.

Aus ökologischer Sicht gibt es drei Phänomene: Erstens ist beim Verlust der biologischen Vielfalt eine Trendwende nicht erkennbar. Wir sind dabei, die Grundlage für stabile Ökosysteme und Ernährungssicherheit zu ruinieren. Zweitens werden beim Stickstoff- und Phosphathaushalt alle Grenzen gesprengt. Drittens wird der Klimawandel einen Anstieg des Meeresspiegels um 80-120 cm bis Ende des Jahrhunderts bewirken. Die Probleme sind mit technischen Mitteln nicht mehr lösbar, die Entwicklungen da einmal in Gang gesetzt nicht mehr aufhaltbar – nur Schlimmeres kann man noch verhindern. Für Reaktionen werden andere Berufsfelder gefordert sein als bisher als „Berufe der Zukunft“ wahrgenommen, z.B. in Tiefbau und Landwirtschaft.

Diese Entwicklungen werden erst Mitte des Jahrhunderts wirklich spürbar. Daraus ergeben sich Fragen an die Politik: Werden wir in der Lage sein, proaktiv zu handeln? Werden Tabuthemen angesprochen? Bekommen wir eine drastische Reduzierung der CO₂-Emissionen um 80 Prozent hin? Dafür wäre es nötig, die Stoffströme in der Ökonomie zu senken. Wir müssten in unserem Ressourcenkonsum herunter zum Niveau der frühen Agrargesellschaften. Wie kann man das hinkriegen? Den Ressourcenverbrauch zu deckeln, bedeutet für Firmen: Produktion ist nur so weit möglich, wie unter dem Deckel Ressourcen vorhanden sind. Das liefe daraus hinaus, dass Rationalisierungsbemühungen ganz stark auf Ressourcenverbrauch fokussiert werden müssten anstatt auf Arbeitskraftersatz. Die Firmen, die mit weniger Ressourcen besser wirtschaften könnten, setzten sich durch; es würde mehr Pleiten geben; Innovationen und Wettbewerb würden angekurbelt. Wenn man solche Begrenzungen einführt, dann kann das Wirtschaftswachstum maximal dem Wachstum der Ressourcenproduktivität entsprechen weil sonst der Ressourcenverbrauch weiter steigt. Will man ihn aber um 80 Prozent senken, dann muss man auch den Deckel senken. Diese physische Verschlinkung der Wirtschaft hätte wahrscheinlich ein Schrumpfen der monetär gemessenen Wirtschaft, also des BIP zur Folge.

Wer bekommt das, was übrig bleibt? Wie wird verteilt zwischen der Kapitaleseite, der Arbeitsseite und der öffentlichen Hand bzw. dem Staat, der Transferleistungen bereitstellt? Keine der Seiten will freiwillig auf Anteile verzichten. Deswegen entstehen in einer Postwachstumsgesellschaft unvermeidlich Verteilungskonflikte, begleitet von Auseinandersetzungen um Arbeitszeitverkürzungen, technologischen und kulturellen Wandel. Wenn dies alles so kommen sollte, dann wird es konfliktreich werden. „Summary“: Wenn man die ökologische Krise lösen will, steckt man mitten in einer sozialen Krise. Die ökologische Krise lässt sich nur mit sozialer Gestaltung lösen.

2. Toni Pierenkemper

Herr Spangenberg ist mutig, sich auf die Entwicklung der nächsten 100 Jahre zu beziehen. Seine Prognose bezieht sich nur auf Ressourcenentwicklung und -belastung. Normalerweise aber würde ich, wenn ich Wachstum prognostizieren müsste, eine gesamtwirtschaftliche

Produktionsfunktion unterstellen. Wachstum wird ja nicht durch Ressourcen produziert, sondern durch menschliche Arbeitskraft, durch den Einsatz von Kapital, durch technischen Fortschritt, internationale Arbeitsteilung und durch Ressourcen. Natürlich sind Ressourcen eine limitierende Bedingung, aber nicht ausschließlich, und sie sind substitutiv.

Mit Blick auf die Gegenwart: Es wird behauptet, dass wir derzeit eine Krise haben. Das ist eine sehr komfortable Krise, wenn man sich unsere Lebensbedingungen anschaut. Krisen sind nicht auf Dauer; gehen vorbei, sind dynamisch.

Was ist ein richtiger historischer Bezugspunkt? Die kurze Sicht? Darauf bezieht sich *soeb* mit der These von Erosion und Demontage des Fordismus. Dann sind die „goldenen“ 60er-Jahre die Bezugsgröße. Bei mittlerer historischer Perspektive von 1870 bis 1990 ist Krise eher eine Ausnahmesituation, bei einer stabilen Wachstumsrate von durchschnittlich 1,5 Prozent. In der ganz langen Perspektive der letzten 2.000 Jahre hat sich 1.800 Jahre lang überhaupt nichts getan, das Wachstum war gleich null. Dann trat um das 18. Jahrhundert in England eine Veränderung ein, die sich ausbreitet in die ganze Welt: die industrielle Revolution. Das ist eine gewaltige Krise, aber was daraus entsteht, ist Wirtschaftswachstum, das Entstehen von Märkten. Zwei Erzählungen vollziehen diesen Prozess nach: die von Karl Polanyi („The great transformation“) und die von Dieter und Karin Claessens („Kapitalismus als Kultur“)

Kapitalismus und Demokratie gehören nur mühsam zusammen, ihre Beziehung muss gepflegt werden, damit sie funktioniert. Meist funktioniert es nicht, siehe Acemoglu/Robinson („Why nations fail“).

Was können wir sehen? Wir sehen seit dem späten 18. Jahrhundert eine enorme Veränderung in der Weltgeschichte. Das ist die zweite neolithische Revolution. Auf diesem Pfad bewegen wir uns, der ist sehr nützlich, das geht aber nicht ohne Krisen, ohne Sprünge, ohne eine stetige Entwicklung. Wachstum ist Ungleichgewicht. Wenn etwas wächst, muss etwas anderes zurückbleiben, also stetiges Ungleichgewicht, und hier müssen wir einen Weg finden, um weiter voranzukommen. Dass man über Ressourcenengpässe klagt, ist so alt wie die Weltgeschichte. Die Botschaft der Vergangenheit: der Weg ist konfliktreich, aber er lohnt sich. Wir haben enorme Verteilungsspielräume, und darum geht es. Es geht nicht darum, das Produktionssystem zu revolutionieren, weil niemand etwas Besseres hat. Der Kapitalismus und die Industriegesellschaft mögen „Mist“ sein, aber niemand hat was Besseres bislang gefunden, alle Versuche, etwas Besseres zu machen, sind elendiglich gescheitert. Die Effizienz ist unschlagbar. Aber die entscheidende Größe ist, wer die Früchte dieser Entwicklung trägt, und das ist eine politische Frage.

3. Matthias Knuth

Statt in einer großen Erzählung lässt sich Entwicklung in Megatrends strukturieren. Statt von einem archimedischen Punkt her zu denken, von dem wir nicht wissen, welcher es sein soll,

ist zu fragen: Welche Megatrends gibt es, wo hängen sie zusammen, wo führten sie in der Vergangenheit zusammen? Was hat sie in Gang gesetzt? Unter der Zukunftsperspektive kann man sich fragen: Welche dieser Trends werden weitergehen? Welche sind gefährdet? Welche kommen rein logisch an Erschöpfungsgrenzen? Welche sind in besonderer Weise gestaltbar?

Herr Spangenberg hat an einem Trend angesetzt, der gerade beginnt, nämlich der Dematerialisierung der Güterproduktion. Das ist das Erfordernis unter ökologischen Gesichtspunkten. Wie weit das möglich ist unter Aufrechterhaltung des Wohlstandsstandards, bleibt offen, aber es ist ein Beispiel für einen Trend.

Globalisierung und Europäisierung sind Trends, die gefährdet sind. Die europäische Integration erscheint gefährdet in dem Moment, wo Eurokrise und Flüchtlingskrise sie einem Stresstest aussetzen. Die immer weitere Öffnung von Wirtschaftsräumen wird im Moment durch wieder zunehmende politische und militärische Konflikte begrenzt. Die Kriegsziele sind teilweise undurchsichtig; in manchen Regionen und Situation ist unklar, wer wessen Feind ist. Mit Sicherheit jedoch ist Terror eine wirkmächtigere Bremse der Globalisierung als alle linke Globalisierungskritik. All das kann dazu führen, dass der Trend der Globalisierung nicht immer weiter fortgehen wird.

Ein Trend, der an Grenzen stößt, ist auf der Seite des Arbeitskräfteangebots und der Beteiligung an Erwerbsarbeit die Feminisierung. Da ist erheblich Luft, was die Verteilung der Arbeitszeiten angeht, aber kaum noch Luft, was die Beteiligung überhaupt angeht. Bei den Trends zu Verkürzung und Differenzierung der Arbeitszeiten würde die Differenzierung vermutlich eher zurückgehen, wenn es zu einer gleichgewichtigen Beteiligung von Frauen käme. Dann wird es vermutlich so etwas wie einen gemeinsamen Standard von 30 Stunden geben.

Ein Beispiel für eine gestaltbare Dimension ist die Rekommodifizierung der Arbeitskraft durch atypische Erwerbsformen, soweit sie als atypisch gelten wegen eines minderen Bestandsschutzes. Die Abweichung vom „Normalarbeitsverhältnis“ in der Dimension Arbeitszeit ist dagegen keine Rekommodifizierung: Die sozialversicherungspflichtige Teilzeitarbeit ist die empirisch stabilste Beschäftigungsform. Auf der anderen Seite können wir den Abbau der sozialen Sicherung bei Arbeitslosigkeit, aber natürlich auch das abnehmende Sicherungsniveau im Alter mit dem impliziten Zwang, möglicherweise auch im Alter parallel zum Rentenbezug dazu zu verdienen, unter Rekommodifizierung fassen. Dieser Trend wurde über die letzten 15 bis 20 Jahre stark. Er ist aber nicht ungebrochen, es gibt durchaus Gegenbewegungen. Die Einführung des Mindestlohns ist ein starkes Gegensignal, auch wenn zunächst nicht viele unmittelbar betroffen sind. Auch die Bemühungen, bestimmte Beschäftigungsformen wieder neu zu regulieren, setzen ein anderes Paradigma. Das heißt, die Regulierung von Beschäftigungsformen und Arbeitsbeziehungen wird ein weiterhin umkämpftes

Terrain sein, die Schlacht ist nicht verloren, und es geht nicht automatisch immer in dieselbe Richtung.

Bei Vermarktlichung einerseits und Deregulierung andererseits ist vorstellbar, dass diese Trends sich genau brechen werden an dem Zwang zur Dematerialisierung von Produktion. Es bleiben Zweifel, ob diese Umstellung rein marktwirtschaftlich zu lösen ist.

Ein Trend, der den gesamten Zeitraum nach dem Ende des angeblich „goldenen“ Zeitalters und dem Beginn der Computerisierung durchzieht, fällt mit dem Beginn der Tertiarisierung zusammen. Wenn man Tertiarisierung begreifen will als den Punkt, an dem die Anzahl der im Dienstleistungssektor Beschäftigten die Anzahl der in der Produktion Beschäftigten zu übersteigen beginnt, dann trat das Mitte der 70er-Jahre ein. Man kann fragen, ob dieser Trend so weiter geht, aus zwei Gründen: Erstens zeigt Deutschland im Moment mit einem traditionellen, ökologisch nicht nachhaltigen Produktionsmodell, wie gut es war, dass wir noch nicht so weit sind mit der Tertiarisierung. Unsere Exportüberschüsse beruhen eben darauf, dass wir Industrieland geblieben sind, mit allen Problemen, die da dranhängen. Zweitens, wenn das stimmt, was Herr Spangenberg sagt, dass wir demnächst einen erheblichen Teil unserer gesellschaftlichen Arbeitskraft darauf konzentrieren müssen, die Deiche nach innen zu verlegen, dann hätten wir auch einen Stopp oder eine Umkehr, was die Wirtschaftsstruktur angeht, denn Deichbau ist nicht Dienstleistung. Vielleicht müssen wir unsere Vorstellungen revidieren, dass die Tertiarisierung der Wirtschaftsstruktur immer weiter vorschreite, oder dass dematerialisiertes Wirtschaften gleichzusetzen wäre mit virtueller Ökonomie.

4. Peter Bartelheimer

Zwei Punkte sind auszuräumen, die uns daran hindern, die wirklichen Fragen zu diskutieren. Weder ist es sinnvoll, die Nachkriegsjahrzehnte bis zu den 70er-Jahren als „goldenes Zeitalter“ zu bezeichnen, noch ist zu fragen, ob diese Zeit wieder auflebt oder ob man dahin wieder zurück will – das geht nicht, ist auch nicht wünschenswert und entspricht nicht unseren Diskussionen.

Bestätigt hat sich für mich, dass Erzählungen eben das Format sind, in dem man mit Öffentlichkeiten kommuniziert, und wir richten uns nicht nur an Fachöffentlichkeiten. Wir haben auch gestern und heute über Erzählungen untereinander kommuniziert. Es wurden ständig neue angeboten, und das war sehr kreativ und produktiv. Allerdings sollten wir vermeiden, Erzählungen aus einem Punkt heraus zu konstruieren, wie etwa bei Wolfgang Streeck aus dem Verhältnis von Kapitalismus und Demokratie. Solche Erzählungen aus einem Punkt heraus schließen immer viel aus, man muss den Punkt ganz genau treffen, und am Beispiel der Diskussion über die Finanzialisierung ist deutlich geworden: Wenn wir zu viel über ein Thema wissen, kann uns der eine archimedische Punkt abhanden kommen. Aber auch die Erzählung, die Herr Pierenkemper vorgeschlagen hat, Rückkehr zur kapitalistischen

Normalität, halte ich für keine gute Erzählung. Ich würde sagen, dass es Kapitalismus schon länger als 200 Jahre gibt; also eine sehr lange Geschichte. Rudi Schmidt hat schon angesprochen, dass allein im letzten Jahrhundert der Kapitalismus so viele Kombinationen mit Regimen eingegangen ist, dass die Diskussion über kapitalistische Normalität für mich sozialwissenschaftliche Arbeitsverweigerung wäre. Es gibt eine Reihe von Argumenten dafür, bei einem Arbeitsprogramm mit Erzählung zu bleiben, diese aber nicht deterministisch oder aus einen Punkt heraus anzulegen.

Kann man mit sozialwissenschaftlichen Mikrodaten eine Geschichte erzählen? Ich glaube ja. Zunächst einmal hatten wir heute zwei eindrucksvolle Beispiele: Rentendaten⁵ erzählen Biografien, sozialpolitische Geschichte und das auch in der wünschenswerten Tiefe, was den Zeithorizont angeht. Wenn wir über 30 bis 40 Jahre Erwerbsbiografie diskutieren, dann umfasst das einen großen Teil der Zeit, über deren Periodisierung wir hier gestritten haben, und Irene Becker⁶ hat ihre Befunde auch sozialpolitisch in eine Geschichte der sozialstaatlichen Bearbeitung von Risiken eingebettet. Und da ist für mich die gestrige Diskussion über die Erwerbsverläufe kein Gegenbeispiel. Matthias Knuth⁷ hat eine These sehr eindrucksvoll widerlegt, die wir nicht aufgestellt hatten. Die These wäre gewesen, dass in den fordistischen Nachkriegsjahrzehnten fast alle Beschäftigten ihre ganze Erwerbsbiografie bei einem Arbeitgeber verbracht hätten, also auf internen Arbeitsmärkten gearbeitet hätten. Das ist aber natürlich nicht das Merkmal dieser Periode, sondern mit Bezug auf dieses Thema, dass überhaupt interne Arbeitsmärkte entstanden sind, also die erwerbsbiografische Figur, dass jemand seine ganze Berufskarriere bei einem Arbeitsgeber verbringt und dort intern aufsteigt, ohne sich noch einmal dem Arbeitsmarkt stellen zu müssen. Das begegnet uns auch immer wieder in unseren qualitativen Projekten, dass Arbeitssuchende bei der Arbeitsagentur auftreten und da 40 Jahre nicht waren und gar nicht wissen, was sie jetzt tun sollen und wie man eine Bewerbung schreibt, weil sie das nie tun mussten. Diese Figur war, glaube ich, eine soziale Innovation dieser Periode, aber die Idee war nicht, dass alle in diesem Segment arbeiten, sondern es gab eben damals auch schon andere Segmente, und muss sich anschauen, wie sich die Größe dieser Segmente entwickelt. Ich glaube, dass das auch mit auf die Erwerbsbeteiligung bezogenen Daten geht.

Also ja, man kann mit diesen sozialwissenschaftlichen Mikrodaten eine Geschichte erzählen. Als Macher der Geschichte müssen wir uns darüber unterhalten, wie stark wir die

⁵ Mika, Tatjana/ Sohn, Janina: Altersübergänge - Wandel von Erwerbsbiographien in den Rentenzugangs-Kohorten seit 2004. Download unter: <http://www.soeb.de/ueber-soeb-3/werkstattgesprach-3/diskussionsrunde-4/>

⁶ Becker, Irene: Einkommensarmut - Zur Schutzfunktion des Haushalts und sozialstaatlicher Netze. Download unter: <http://www.soeb.de/ueber-soeb-3/werkstattgesprach-3/diskussionsrunde-4/>.

⁷ Knuth, Matthias: Umbruch der gesellschaftlichen Wahrnehmung, Kontinuität der statistischen Indikatoren – umso schlimmer für die Tatsachen? Download unter: <http://www.soeb.de/ueber-soeb-3/werkstattgesprach-3/diskussionsrunde-3/>

Erzählung mit den Daten verkoppeln, wie weit wir auch das Wissen anderer Disziplinen, z.B. über Ordnungsvorstellungen, oder stilisierte Fakten mit in die Erzählung einbringen. Aber wir sollten uns nicht ganz von unseren Mikrodaten lösen, auch wenn dann im Detail erst mal ziemlich viel Widerspruch und Verwirrung auszuhalten sind. Über die Idee von Herrn Spangenberg, dass es ja auch mehrere plausible Geschichten sein könnten, sollten wir nachdenken.

Ich finde auch, dass deutlich geworden ist, dass keine der Erzählungen ohne geschichtliche Referenz auskommt. Herr Pierenkemper hat bemerkt, die kapitalistische Industriegesellschaft sei das effizienteste Prinzip, vielen Menschen Teilhabe zu sichern. Die ganze Geschichte der Kapitalismuskritik setzt aber daran an, dass der Kapitalismus als Wirtschaftssystem unglaublich ineffizient ist und unglaublich viel Verschwendung produziert. Dass der Kapitalismus ein effizientes Wirtschaftsmodell ist, gilt also im Vergleich mit Sozialismus ohne Demokratie, was ein noch viel ineffizienteres Wirtschaftssystem war. Es gibt keine Erzählung ohne Bezugnahme auf Historie und auf Zeit. Welche Rolle spielt hierbei der Fordismus? Wir haben versucht, dem Konzept mit dem Begriff des Teilhabekapitalismus eine Reichweite zu geben, die mehr umfasst als standardisierte Massenproduktion. Dahinter steht die Idee, dass in dieser Periode Lohnarbeit den Menschen erstmals eine in Grenzen selbstbestimmte Lebensführung ermöglicht hat, die über die Reproduktion der Arbeitskraft hinausgeht. Und das ist nach wie vor ein wichtiges Element von Erzählung, man kann das jetzt sozialwissenschaftlich auch Dekommodifizierung und Kommodifizierung nennen, aber das bleibt für mich ein wichtiges Element der Erzählung. Außerdem ist für mich wichtig, dass diese Bezugnahme überhaupt keine Dichotomie im Sinne eines Vorher und Nachher bedeutet. Stattdessen ist das Nebeneinander verschiedener Muster und die Beibehaltung der alten Teilhabemuster ein wichtiges Strukturierungsprinzip unserer Befunde. Wir haben ein paar neue, prekärere, individualisiertere Teilhabemuster, aber wir haben die Lebensführungsmuster der männlichen Facharbeiter auch immer noch.

Über den zeitlichen Horizont dieser Erzählung müssen wir aufgrund der Diskussion wirklich nachdenken. Es gibt ein paar Zeitmarken, die auch nach dieser Diskussion noch unstrittig sind: die Mitte der 1970er-Jahre zum Beispiel. Aber wir müssen uns stärker darauf konzentrieren zu erzählen, was seit Mitte der 1990er-Jahre passiert ist und da sind ja viele Stichworte gefallen, also zum Beispiel Digitalisierung. Auch die Krise 2007/08 und ihre besondere Bewältigung im deutschen Kontext könnten ein Ausgangspunkt sein. Für mich läuft jetzt die Frage, wie wir die Erzählung weiter ausgestalten, stark auf die Frage heraus, wie wir jetzt diese Periode seit den 1990er-Jahren charakterisieren? Da wird dann auch der Bezug auf die Diskussion über den Zerfall der Fordismus relativiert. Die kleineren Zeitmarken, die sich in dieser Periode finden, sollten wir genauer in den Blick nehmen und aktiv danach suchen, anstatt einfach nur Glaubensbekenntnisse darüber auszutauschen, ob es einen Post-

fordismus geben kann, ob es ihn schon gibt oder ob wir uns noch in einer Übergangssituation befinden. Wir sollten also aktiv nach den Elementen einer neuen wirtschaftlichen, sozioökonomischen Konstellation suchen. Und da gab es heute eine Reihe von Anregungen, denen man gut nachgehen kann: Polanyi mit den drei Quasiwaren Boden, Geld, Arbeitskraft kann gut eingebracht werden, auch die Frage, inwiefern Megatrends gestaltbar sind. Anregend ist auch die Frage, was man aus der Transformation sozioökonomischer Modellen als retrospektive Analysekategorie für die Gestaltung von Zukunftsproblemen lernen kann.

Es gibt ein paar offenbar nicht gestaltbare Megatrends. Also selbst wenn die Klimakonferenz in Paris morgen sehr erfolgreich ist, gibt es einen programmierten Klimawandel, und das hat bestimmte Folgen. Den Anstieg des Meeresspiegels kann man gut messen, fast so gut wie eine monetäre Größe, also eindimensional, kontinuierlich, skalierbar, metrisch. Jetzt entstehen daraus Anpassungsprobleme, und dann würde ich fragen: Wenn wir jetzt, was ja unser aktueller Befund ist, unter historisch und international singulär günstigen makroökonomischen Bedingungen eine Zunahme von Ungleichheit haben, wie wird denn dann unser derzeitiges sozioökonomisches Modell darauf reagieren? Wie viel Ungleichheit bekommen wir denn dann? Bei der Frage, wie wir mit den gestaltbaren Megatrends umgehen, ist die Ungleichheit eine ganz kritische Größe, denn wenn wir nicht einen Weg finden, die Ungleichheit zu reduzieren oder die Treiber der Ungleichheit zu reduzieren, werden wir auch keine demokratisch legitimierbare und gesellschaftlich akzeptable Entwicklungsperspektive finden. In dieser Verknüpfung der Ungleichheitsfrage mit diesen Anpassungsproblemen steckt für mich eine Erzählung: Dekarbonisierung plus Dekommodifizierung wäre für mich die Formel für Nachhaltigkeit bis 2050.

5. Doering-Manteuffel

Frau Becker hat in ihrem Referat⁸ eben einen Paradigmenwechsel mit ihren Datenreihen in den mittleren 70er-Jahren verortet. Wie kann man den Paradigmenwechsel überhaupt beschreiben? Und Ihre Zahlenreihen legen nahe, dass sich in den frühen 90er-Jahren bestimmte Zahlen ganz erheblich verändert haben. Da stellt sich für mich als Zeithistoriker die Frage: Sind das die Inkubationsphasen für einen weiteren Paradigmenwechsel, der aus meiner Sicht eben mit Digitalisierung und anderen Dingen zusammenhängt? Oder denken Sie, dass das, was in den 1970er-Jahren diagnostiziert ist, bis an die Schwelle der Gegenwart heranreicht? Die Variante eines zweiten Paradigmenwechsels würde nämlich den Paradigmenwechsel der 70er-Jahre auf eine bestimmte Phase begrenzen, das wäre dann der Weg von der traditionellen Industriegesellschaft in eine Nachphase. Ab den mittleren 90er-Jahren baute sich eine neue Form von Industriegesellschaft im finanzindustriellen Syndrom auf. Das sind zwei sehr unterschiedliche Probleme, die damit verbunden sein können.

⁸ Siehe Fußnote 6.

Im Zusammenhang der Diskussion über Finanzialisierung fiel die tolle Vokabel „Verbetriebswirtschaftlichung“. Das Problem scheint mir, wieder aus der Historikerperspektive, darin zu bestehen: Wir haben Institutionen und Gruppenzusammenhänge, die äußerlich betrachtet so geblieben sind, wie sie auch vor dem Paradigmenwechsel gewesen sind. Die Ministerien sind nicht großartig umgetauft worden, dahinter steht aber die völlig unbeantwortete Frage: Was hat sich in den Institutionen eigentlich verändert? Wie weit spielt sich der innere Wandel auch in den Bewusstseinslagen der untersuchten Bevölkerungsgruppen ab? Das wäre sozusagen die innere Umprogrammierung, wobei es interessant wäre zu wissen, ob und wie man die überhaupt empirisch analysieren kann. Metaphorisch gesagt sieht das Schneckenhaus von außen immer noch gleich aus, aber wie sieht es eigentlich innen aus, und wie kriege ich das analytisch zu packen?

Wie ist das Verhältnis von Geschichte und Soziologie? Das heißt ja letztlich, eine Disziplin wie die Geschichtswissenschaft, die auf Verlauf und Prozessualität gepolt ist, mit der Soziologie, die auf Daten basierte Diagnose ausgerichtet ist, zu verbinden. Und wir hatten das ja gestern gesehen: Datenreihen verändern sich durch unterschiedliche Bedingungen, unter denen sie erhoben werden, und zum Teil auch über die technischen Möglichkeiten in relativ kurzen Fristen so, dass eine Datenreihe, die 1995 beginnt, mit einer Datenreihe aus 1950 nicht eins zu eins vergleichbar ist. Wenn in einer auf Geltungszeit einer Datenreihe bezogenen soziologischen Erzählung der Prozessualitätsfaktor aus der Geschichtswissenschaft mit einbezogen wird, dann heißt das: Wir begrenzen uns auf diese Zeit, weil wir nur einen spezifischen Typus von Daten haben, wissen aber, dass es da einen Vorlauf gegeben hat bzw. dass das aufsitzt auf einem Prozess, der summa summarum nicht 15 Jahre umschreibt, sondern meinetwegen 40 Jahre. Allein so was wäre ein Angebot an die Rezeption der Historiker, das aufzunehmen und mit der eigenen Terminologie und mit den eigenen analytischen Kategorien aufzugreifen.

Literaturverzeichnis

- Abelshäuser, Werner (2004): Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945. München: C. H. Beck Verlag.
- Acemoğlu, Daron/ Robinson, James (2012): Why Nations Fail. The Origins of Power, Prosperity, and Poverty. New York: Random House.
- Bartelheimer/Kädtler (2012): Produktion und Teilhabe - Profil und Konzepte des sozioökonomischen Berichtsansatzes. In: Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.) (2012): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Boyer, Robert (2015): Économie politique des capitalismes. Theorie de la régulation et des crises. Paris: Éditions La Découverte.
- Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology. In: Soziale Welt. Jg. 56, Nr. 4: 347-374.
- Busch, Ulrich/Land, Rainer (2012): Teilhabekapitalismus. Fordistische Wirtschaftsentwicklung und Umbruch in Deutschland 1950-2009. In: Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.) (2012): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Claessens, Dieter/ Claessens (1979): Kapitalismus als Kultur. Entstehung und Grundlagen der bürgerlichen Gesellschaft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Doering-Manteuffel, Anselm/ Raphael, Lutz (2010): Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970. 2. Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Castel, Robert (1995): Les Métamorphoses de la question sociale, Une chronique du salariat. Paris: Arthème Fayard
- Castel, Robert (2009): La montée des incertitudes. Travail, protections, statut de l'individu. Paris: Éditions du Seuil.
- Elliot, Jane (2005): Using Narrative in Social Research, Qualitative and Quantitative Approaches. London / Thousand Oaks, CA / New Delhi: SAGE.
- Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.) (2012): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Teilhabe im Umbruch. Zweiter Bericht. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Edward Morgan (1963): Aspects of the novel. Harmondsworth: Penguin.
- Hall, Peter A./ Soskice, David (2001): Varieties of Capitalism. Oxford: Oxford University Press.
- Hobsbawm, Eric (1994): Age of Extremes. The Short Twentieth Century, 1914-1991. London: Michael Joseph and Pelham Books.
- Koch, Max (2006): Roads to post-Fordism. Labour markets and social structures in Europe. Aldershot: Ashgate.
- Kollmorgen, Raj (2005): Gesellschaftstransformation als sozialer Wandlungstyp. Eine komparative Analyse. In: ders. (Hg.): Transformation als Typ sozialen Wandels. Postsozialistische Lektionen, historische und internationale Vergleiche. Münster: LIT: 21-46.
- Kollmorgen, Raj/Merkel, Wolfgang/Wagener, Hans-Jürgen (Hg./2015): Handbuch Transformationsforschung. Wiesbaden: Springer VS.
- Lessenich, Stefan (2003): Dynamischer Immobilismus. Kontinuität und Wandel im deutschen Sozialmodell. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.
- Lutz, Burkart (1984): Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag.
- Packer, George (2013): The Unwinding: An Inner History of the New America (first ed.). New York: Farrar, Straus and Giroux.
- Piketty, Thomas (2013): Le capital au xxi^e siècle. Paris: Éditions Du Seuil.
- Polanyi, Karl. 1997. The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen. (Original edition 1944). Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Raphael, Lutz/Wagner, Gerd G. (2015): Zur (potentiellen) Bedeutung der Mikrodaten sozial- und wirtschaftswissenschaftlicher Erhebungen und amtlicher Statistiken für die zeitgeschichtliche Forschung. Berlin: RatSWD Working Paper 250. Download unter: <http://www.ratswd.de/publikationen/working-papers>.

- Reißig, Rolf (2009): Gesellschafts-Transformation im 21. Jahrhundert. Ein neues Konzept sozialen Wandels. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- SOFI, Soziologisches Forschungsinstitut / IAB, Institut für Arbeitsmarkt- u. Berufsforschung / ISF Institut für Sozialwissenschaftliche Forschung München/ INIFES, Internationales Institut für empirische Sozialökonomie (Hrsg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland - Arbeit und Lebensweisen. Erster Bericht. Wiesbaden 2005. VS Verlag.
- Streeck, Wolfgang (2013): Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus. Berlin: Suhrkamp Verlag.
- Streeck, Wolfgang/ Thelen, Kathleen (Eds.) (2005): Beyond Continuity: Institutional Change in Advanced Political Economies. Oxford: Oxford University Press.
- United Nations (UN) (2015): Transforming our world: The 2030 Agenda for Sustainable Development. Resolution der Generalversammlung. UN-Gipfel am 25. September 2015 in New York (Deutsche Fassung). Download unter: <https://sustainabledevelopment.un.org/post2015/transformingourworld>.
- Wehler, Hans-Ulrich (2000): Umbruch und Kontinuität, Essays zum 20. Jahrhundert. München: C.H. Beck.
- Zacher (2001) Zacher, Hans F. (2001): Grundlagen der Sozialpolitik in der Bundesrepublik Deutschland. In: Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung (BMAS), Bundesarchiv (Hg.) (2001): Geschichte der Sozialpolitik in Deutschland seit 1945. Band 1. Grundlagen der Sozialpolitik. Baden-Baden: Nomos, 333-684.
- Zapf, Wolfgang (1994): Modernisierung und Modernisierungstheorien. Eröffnungsvortrag zum 25. Deutschen Soziologentag am 9. Oktober 1990 in Frankfurt a.M. In: Ders.: Modernisierung, Wohlfahrtsentwicklung und Transformation. Berlin: edition sigma, 111-127
- Zapf, Wolfgang (1996): Modernisierungstheorien in der Transformationsforschung. In: Beyme, Klaus von/ Offe, Claus (Hg.): Politische Theorien in der Ära der Transformation. PVS-Sonderheft 26. Opladen: Westdeutscher Verlag, 196-181.

Impressum			
Forschungsverbund Sozioökonomische Berichterstattung (Hrsg.): Berichterstattung zur sozioökonomischen Entwicklung in Deutschland. Dritter Bericht.			
Koordinati- on:	Soziologisches For- schungsinstitut Göttingen (SOFI) e.V., Friedländer Weg 31, 37085 Göttingen	Webseite:	www.soeb.de
Projektlei- tung:	Dr. Peter Bartelheimer	Download:	http://www.soeb.de/fileadmin/redaktion/downloads/Working-Paper/soeb_3_Working-Paper_2016__Bartelheimer_Doering-Manteuffel_2016-05-12.pdf
E-Mail:	peter.bartelheimer@sofi.uni-goettingen.de	Redaktion:	Sarah Cronjäger (SOFI)
Tel.:	0551-522 0551	Autor (für Rückfragen zum Inhalt):	Dr. Peter Bartelheimer peter.bartelheimer@sofi.uni-goettingen.de Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel anselm.doering-manteuffel@uni-tuebingen.de